



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission

1925

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79013](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79013)

Caritasblüten

Nr. 1

1925

Einleitung.

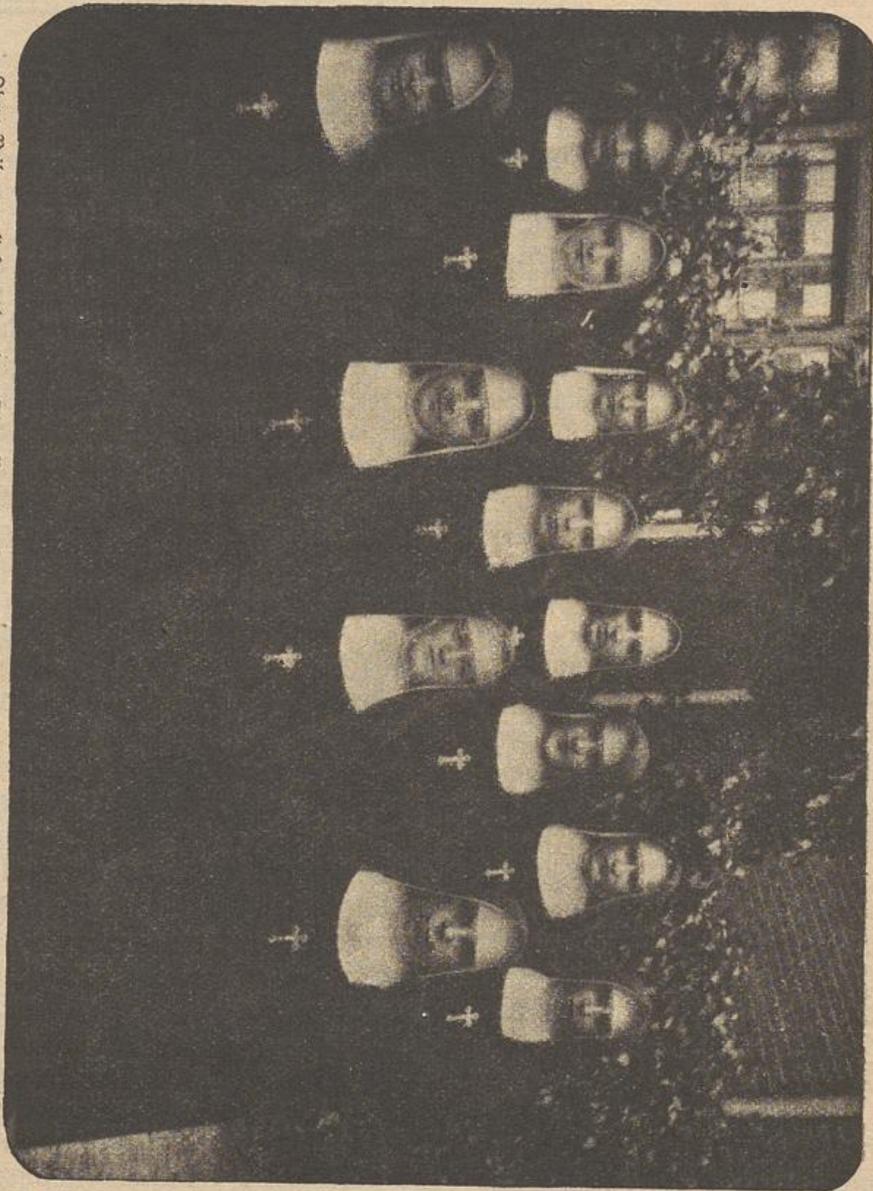
Zwei volle Jahre sind die Caritasblüten wieder unter der eisigen Schneedecke verborgen geblieben, welche die Nachwehen des Krieges über unser armes zerrüttetes Vaterland schonungslos ausbreiteten. Sie hatten es nach dem rauhen Weltkrieg und den ersten Stürmen der darauf folgenden Revolution einmal gewagt, ihr Köpfchen zu erheben, aber die scheinbare Friedenssonne, die sie aus dem Versteck lockte, war nur eine launige Aprilsonne, die gar bald wieder verschwand hinter dem düsteren Gewölke der allgemeinen Not, der Geldentwertung, der Teuerung, der Arbeitslosigkeit, der inneren politischen Zerrissenheit. Und ist heute der Himmel geklärt? Breitet schon eine liebliche Maiensonne ihre erwärmenden Strahlen des Friedens, der Wohlfahrt und der Einigkeit über die deutschen Auen? O nein, aber wir harren und hoffen und sehnen uns nach der glücklichen Stunde, wo das deutsche, christliche, glaubensstarke Volk sich einmütig schart um das Banner des Kreuzes, von dem allein Heil und Frieden, Wohlfahrt und Segen kommt. Trotz aller Stürme der Revolution und des Unglaubens wird das Kreuz siegreich aus dem Kampfe hervorgehen und ein neuer religiöser Frühling seinen Einzug halten. Wie in den ersten christlichen Jahrhunderten das Blut der Märtyrer ein neuer Same des Christentums war, so ist jetzt im Weltkrieg die Verbannung der deutschen Missionare und Missionschwestern aus den verschiedenen Kolonien des Heidenlandes zur brennenden Fackel geworden, die das Licht des Glaubens in die entlegensten Weltteile bringt. Durch alle Finsternisse hindurch hat sich dieses Licht Bahn gebrochen, das Missionswerk, es blüht wieder auf mit neuer, verjüngter Kraft.

Da können denn auch die kleinen unscheinbaren Caritasblüten nicht mehr schweigen. Gleich den bescheidenen Schneeglöckchen, die den nahenden Lenz verkünden, möchten sie ihren lieben Lesern, Freunden und Gönnern so gerne sagen, daß ein neuer, belebender Frühlingswind durch die Missionsfelder zieht und über alle Meere ein dringender Ruf herüberschallt um Arbeiter und Arbeiterinnen für den Weinberg des Herrn!

Seit Oktober 1924 hat unsere kleine Genossenschaft bereits 32 Missionarinnen hinausgesandt nach Süden, Osten und Westen.

In Rhodesia und in Mozambique wurde ihr ein neuer Wir-

lungskreis eröffnet, und was unsere verehrten Leser gewiß interessieren wird, ist die Nachricht, daß unsere Schwestern auch wieder in ihr altes Arbeitsfeld, in das ehemalige Deutsch-Ost-Afrika zurückgerufen wurden, welches sie 1920 nach langjähriger aufopfernder, aber fruchtbringender Tätigkeit verlassen mußten.



Obere Reihe von links nach rechts: Schw. Rogeria, Obalinda, Erifa, Glibartha, Magimilla, Estira, Dibyma, Mifafia;
untere Reihe: Schw. Gartholds, Meischara, Innocentia, Baluhina, abgereist Januar 1925.

Die folgenden Nummern der Caritasblüten werden den verehrten Lesern einen Einblick in die aufblühende Missionsarbeit geben und sie überzeugen, daß der Missionsberuf der erhabenste und die Unterstützung des Missionswerkes durch Gebet und Gaben das segensbringendste aller Liebeswerke ist. Alle, nicht nur der Missionar und die Missionschwester, sondern auch deren

Vater und Mutter, Bruder und Schwester, jeder tatkräftige Freund der Mission, angefangen vom Schulkind, das seinen Pfennig für das Heidenkind bringt und sein Vaterunser für das schwarze Negerchen betet — bis hinauf zum höchsten Würdenträger, der für die Mission in Wort und Tat eifert — sie alle arbeiten am göttlichsten der Werke, der Ausbreitung des Reiches Jesu Christi — des Königs der Herrlichkeit, und ihr Lohn wird einst ein königlicher, ein göttlicher sein.



Ostern.

Wenn ihr fragt, welches ist das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte, dann nenne ich keine Schlacht, keinen Friedensschluß, keine Königskrönung, keinen Sieg irgendeines irdischen Stratagen über ein irdisches Volk, sondern ein Geschehen, das niemand selbst so richtig sah, das vielleicht einige Pulsschläge lang dauerte und doch die Welt wie ein Erdbeben erneuerte.

Ich meine das Geschehnis des ersten Ostermorgens der Weltgeschichte, die wunderbare Auferstehung eines Toten aus dem Grabe, aus eigener Kraft. Das müßt ihr euch vorstellen! Ein Toter, nicht bloß etwa ein Scheintoter, ein wirklich Toter, dem man den letzten roten Lebenstropfen aus dem Herzen gefesselt hat, der die Todesangst bis zum letzten Brechen der fieberentzündeten Augen durchrang, der selbst in die Karfreitagnacht hinausröchelte: „Es ist vollbracht!“ Dem man mit einer viertelmeterlangen Lanzenspitze das Herz zerriß, in dessen Adern das Blut sich bereits zerfetzte, ein solcher wirklich Toter liegt in seinem Grab, an dem die Verwesung steht und ihr Werk beginnen möchte. Da jagt er sie mit einem ersten wiederkehrenden Gedanken hinter der blutleeren Stirne weg von seiner Gruft, die Wangen füllen sich auf einmal mit dem Blut und der Morgenröte aufleuchtender Farbe, die Augenlider springen auf, wie die Deckel verriegelter Truhen, die Hand winkt und sagt zum Tode: „Apage! Weiche!“ Er reckt sich auf, sprengt die Kiefern des Sarkophages, Sarg und Stein bersten und mit Blenden und Strahlen von hunderttausend orientalischen Mittagssonnen schreitet er aus dem Tod zum Leben, aus wirklichem Tod zum wirklichen Leben, aus schauriger Leichengruft in die lenzwarme, lachende Welt, spielend überwindet er die Allmacht des Todes und erlöst er die Legionen todesgebundener Menschen.

Wenn Christus nicht auferstanden ist, sagt Sankt Paulus, dann ist eitel euer Glaube, gut deutsch ausgedrückt, dann dürft ihr euer Christentum zusammenpacken, denn dann hätte Christus seine Prophezeiung nicht erfüllt, dann hätte er sich geirrt, dann wäre er kein Gott, dann wäre sein Leiden nicht sühnekräftig

gewesen, dann wären die Sakramente ein Unfug und die Kirche ein lächerliches Theater und die Menschheit, die unerlöste, im Bann der Erbsünde schmachkende Menschheit, wäre die am Gängelband herumgeführte Betrogene!

So aber ist Christus auferstanden! Keine Lüge der Erde konnte und kann die Tatsache wegdisputieren. Federn hat man stumpf geschrieben und Fässer voll Tinte aufs Papier gebracht im angelegensten Beweis, daß Christus nicht das Gesetz des Todes zerbrach. Aber alles vergebens! Man hat auf Marmor gebissen.

Für uns Menschen ist die Auferstehung von unausdenkbarer Bedeutung. Einmal haben wir da den Siegelbrief unserer tatsächlichen Erlösung, dann vergessen wir das eine nicht: „Christus sagte zwei unerhörte Prophezeiungen: 1. daß er selbst, wie Jonas aus dem Fische, so er aus dem Schoß der Erde auferstehen werde, und 2. daß er auch uns am Jüngsten Tage zum Leben erwecke. Wer mein Fleisch isst . . . den werde ich auferwecken . . .!“

Beide Dinge schienen schier anfaßbar. Nun aber hat er bereits das eine gewirkt und damit den leuchtenden, erhebenden Beweis getan, daß er auch das andere will und kann. Was wäre aber unser Leben ohne sichere Aussicht auf Auferstehung und Ausgleich und selige Ewigkeit!

Jedes Osterfest muß uns aber auch daran erinnern, daß wir selbst schon auf dieser Erde aus dem Tod und Grab der Sünde durch eine gute Osterbeicht zum Leben der Gnade und des reinen Herzens erstehen müssen. Ostern ohne Beicht ist eine Weihnacht ohne Christkind, der Erdenplanet ohne wärmende, licht- und lebenspendende, unentbehrliche Sonne!

Auch in unseren Missionen muß es Ostern werden! Auch hier muß Christus auferstehen. Brechen müssen die Totensänge des Heidentums. Die Grabsteine der Heidenherzen müssen zerspringen und daraus hervorgehen der heilige, einzige, unsterbliche Gott, der Glaube an diesen wahren Seligmacher; in den Kammern der Heidenherzen muß erbrausen die Orgel des Gottesglaubens und müssen widerhallen die Auferstehungslieder und Jubelhymnen: „Christus ist erstanden! Alleluja!“ Jede Missionsstation muß werden so ein Jericho, oder Kana oder Kapharnaum, durch welches der auferstandene Heiland zum erstenmal schreitet, wo er die Hände heilend und segnend hebt und wo sich hundert schwarze Arme ihm hungernd entgegenstrecken.

An unseren Missionsfeldern fehlt es wahrlich nicht, wenn mancherorts dieses Ostern lange auf sich warten läßt. Kann man mehr tun, als sich selber einer Sache opfern? Zudem sind die äußeren politischen und anderen Schwierigkeiten oft schier unüberwindlich. Da liegt es vielfach dann auch an uns, solche Osterfeste heraufzuführen. Mission ist Gnade, und Gnade will erbeten und verdient sein. Darum betet und arbeitet und steuert aus euerer Gabe bei, daß Christus bald auferstehe aus den Herzen der Heidenkinder!

Dr. M. Mayer.

Unsere Schwester Philippine,

die letzte, welche von unseren ersten fünf Pionierinnen
das Zeitliche gesegnet hat.

Wenn sich die Augen schlossen, die einst dir treu gelacht,
Ist's dir, als hätt ergossen sich ringsum Todesnacht.
Du wandelst durch die Scharen allein in deinem Schmerz,
Magst keinem offenbaren, wie reich an Leid dein Herz.
Du glaubst, dir sei verglommen des Glückes letzter Schein;
Geduld, ein Trost wird kommen auch in dein Herz hinein!
Sieh doch, der Sterne Glänzen, Verlöschen und Erglüh'n,
Auch aus den Totenkränzen wird neues Leben blüh'n!

Schüb.

Welch süßer Trost ist in diesen letzten Worten für die-
jenigen enthalten, die weinend am frischen Grabe
eines innigstgeliebten Wesens stehen. Ja, es gibt
ein Auferstehen, es gibt ein Wiedersehen!

Neujahrstag ist es heute, wo ich diese Zeilen
schreibe, und gar seltsam ist mein Inneres bewegt. Draußen
spannt sich ein blauer Himmel über die im herrlichsten Maien-
schmucke prangende lenzeshöne Erde hier in Südafrika. Vög-
lein seltsamer Art, grüne, gelbe und bunte und solche mit
glänzendem schwarz-samtne Gefieder; sie alle singen ihre eigenen
Weisen. Ich aber sitze im engen Stübchen an meinem Schreib-
tisch. Vor mir steht das Bild unserer lieben Schwester Philippine
Treu-mund, und mit tränenumflortem Blick schaue ich in ihre
treuen Augen. Ich höre sie im Geiste sprechen, sie, die nie ein
Falsch gekannt, die stets wahr und stets von Herzen aufrichtig
zu reden bemüht war. Sie ist nicht mehr, unsere liebe, älteste
Schwester Philippine. Ich möchte sie dem lieben Leser vorstellen
mit den Worten, welche ein Fragment der Geschichte unserer
Genossenschaft enthält. Da heißt es:

„Es war am 5. August 1885, als in der großen Weltstadt
London fünf schlichte deutsche Jungfrauen, unter ihnen eine
staatlich geprüfte Lehrerin, zusammentrafen und den englischen
Dampfer „Howarden Castle“ bestiegen, um die Reise nach Natal
anzutreten. Sie sollten und wollten nach Afrika, dem Lande
der Schwarzen, um dort als Bräute Christi und wahre Töchter der
Kirche zu wirken für Gottes Ehre, um zu helfen, kostbare Perlen,
unsterbliche Seelen, im Dunkel des Heidentums zu suchen.“

Diese staatlich geprüfte Lehrerin, diese erste Pionierin unserer
Genossenschaft, war Schwester Philippine. Still und friedlich, ganz
ergeben ist sie an dem schönen Muttergottesfest am 8. Dezember
hinübergewandert in unsere himmlische Heimat. Nur sechs Wochen
war sie krank, litt aber sehr geduldig, worüber sie sich selbst am
meisten wunderte; denn zeitlebens sehr lebhaft, immer frisch
und rüstig, hatte sie eine gewisse Angst vor einem langen Kranken-
lager. Diese Angst war wirklich unbegründet. Denn sie war
eine so liebe, geduldige und dabei humorvolle Patientin, die

es ihren Pflegerinnen nicht lästig machte. Mit Schwester Philippine schied eine der tüchtigsten Lehrerinnen von uns; sie war es, welche alle Schwierigkeiten der Entstehung von Mariannhill und dessen erster Station „Reichenau“ tapfer mit durchgekämpft hatte. Seit 1885 war sie unermüdlich in der Schule tätig. 1893 kam sie von Reichenau nach Centocow, wo sie später viele Jahre hindurch die Oberleitung der Schule übernahm, welche sich durch ihren Eifer zu herrlicher Blüte entfaltete. Auch die erste Lehrerinnen-Präparandie wurde von ihr geleitet und viele gute Missionschwestern und Lehrerinnen gingen aus dieser



Schwester Philippine mit ihrem taubstummen Pflegling.

Schule hervor. Ihre letzten Jahre brachte Schwester Philippine mehr im Ruhestande zu; sie bewohnte ein kleines Stübchen in Centocow schlicht und einfach, aber alles in peinlichster Sauberkeit. Sie beschäftigte sich noch mit feiner Handarbeit und Schriftstellerei, und war immer bereit, allen mit Rat und Tat beizustehen. Sie war so eine Art Allerweltstante, für Weiß und Schwarz, auch für die Engländer, die Centocow besuchten, denen sie eine beliebte Fremdenführerin geworden. Das vorstehende Bild zeigt uns Schwester Philippine, dieses gute, urgemütliche, echte Münchener Kind, mit der taubstummen Scholastika, einem Pflegling, welcher seit dem vierten Lebensjahre nicht von ihrer Seite wich. Scholastika war zugleich ihre ergebenste Dienerin;

mit eifersüchtiger Liebe und unwandelbarer Treue bewachte sie ihre Herrin, Mutter, Lehrerin und Erzieherin. Die arme Taubstumme, welche ungemein klug und talentiert ist, hat viel von Schwester Philippine gelernt, wie Handarbeiten, Näh- und Hausarbeiten, alles peinlich genau und reinlich, auch Lesen und Schreiben in englischer Sprache. Welche unendliche Liebesmühe dies der lieben Schwester Philippine gekostet hat, ist kaum zu begreifen. — Auf einen Artikel hin, welchen ich vor vielen Jahren über dieses taubstumme Kind geschrieben habe, erhielt ich durch Fürstin Coblowitz aus Oesterreich ein Unterrichtsbilderbuch für Taubstumme. Wie viele nächtliche Stunden hat die gute Schwester Philippine zum Studium dieses Buches verwandt, bis sie es endlich versuchen konnte, mit dem Unterrichte zu beginnen. Beide, Lehrerin und Schülerin, saßen sich oft weinend gegenüber, bis sie sich durch diese Zeichen und Bilder verständigen konnten und bis die arme Taubstumme so weit war, lesen und schreiben zu können. Jahrelang hatte dieses Studium gedauert, aber beide blieben beharrlich, und Scholastika war endlich so weit, schriftlich beichten zu können. Schwester Philippine verfaßte ihr ein eigenes, dem Verständnisse der Schülerin angepasstes Gebetbüchlein mit geeigneten Bildern und einem Beichtspiegel, der aus den Unterrichten sozusagen herausgewachsen war. Das Mädchen war überglücklich. 1912 empfing Scholastika ihre erste heilige Kommunion und seitdem geht sie fast täglich zum Tische des Herrn. Diese Taubstumme hat von Natur aus einen sehr schwierigen Charakter. Sie ist zornig, mißtrauisch und menschenscheu, aber das arme Wesen hat sich so an ihre Pflegemutter angeschlossen, daß ihre Liebe und Treue zu bewundern ist und wir alle der Meinung sind, daß sie den Tod ihrer Herrin nicht lang überleben wird.

Als dieses Kind vier Jahre alt war, hatte ein Blickstrahl ihre leibliche Mutter getötet. Ihre zweite Mutter hatte das Kind lieb, aber sie wußte, daß man Scholastika vergiften wollte, eben weil sie „taubstumm“ war. Sie teilte es damals Schwester Philippine in Reichenau heimlich mit. Weil aber der heidnische Vater das Kind auch nicht auf die Missionsstation bringen lassen wollte, so ging die gute Schwester Philippine selbst stundenweit zu Fuß, watekte durch den reißenden Poela, um sich die Kleine zu holen, wenn der Vater abwesend ist. Die mit diesem Plane einverständene zweite Mutter des Kindes band die Kleine mit einem großen schwarzen Tuche auf den Rücken von Schwester Philippine und so trug diese die Kleine in ihre Schule nach Reichenau. Als Schwester Philippine später nach Centocow kam, nahm sie natürlich auch ihre Scholastika mit. — Auf ihrem Sterbebette hat sie für dieses Kind noch Sorge getragen und es der Obhut unserer lieben Schwester Roswitha anvertraut, was auch mich mit Trost erfüllt, weil ich die arme Taubstumme gut kenne und liebe.

Noch vieles könnte ich über unsere teure Dahingeshiedene sagen; ach . . . unsere immer lustige, gemütliche Schwester Philippine ist nicht mehr; sie war eine gute, treue Seele. Aber ihre größte Tugend war die Liebe. Sie war stets ängstlich bestrebt, niemand wehe zu tun, niemand etwas Böses nachzusagen, und entschlüpfte ihr ein Wörtchen, das auch nur einen leisen Schatten auf jemand werfen konnte, so widerrief und bereute sie es sofort.

Während ich dies schreibe, ist Sonnengold und Himmelsblau verschwunden und aller Vogelsang verstummt. Ein Gewitter überzieht den Himmel mit grauen Wolken. Ja, hier auf Erden gibt es keinen Bestand; alles wechselt, Friede und Leid. Ich aber lege diese Zeilen im Geiste als Maiglöckchen auf das Grab unserer lieben Schwester Philippine. Denn Maiglöcklein waren ihre Lieblingsblumen.



Brief aus Boroma, Mozambique.

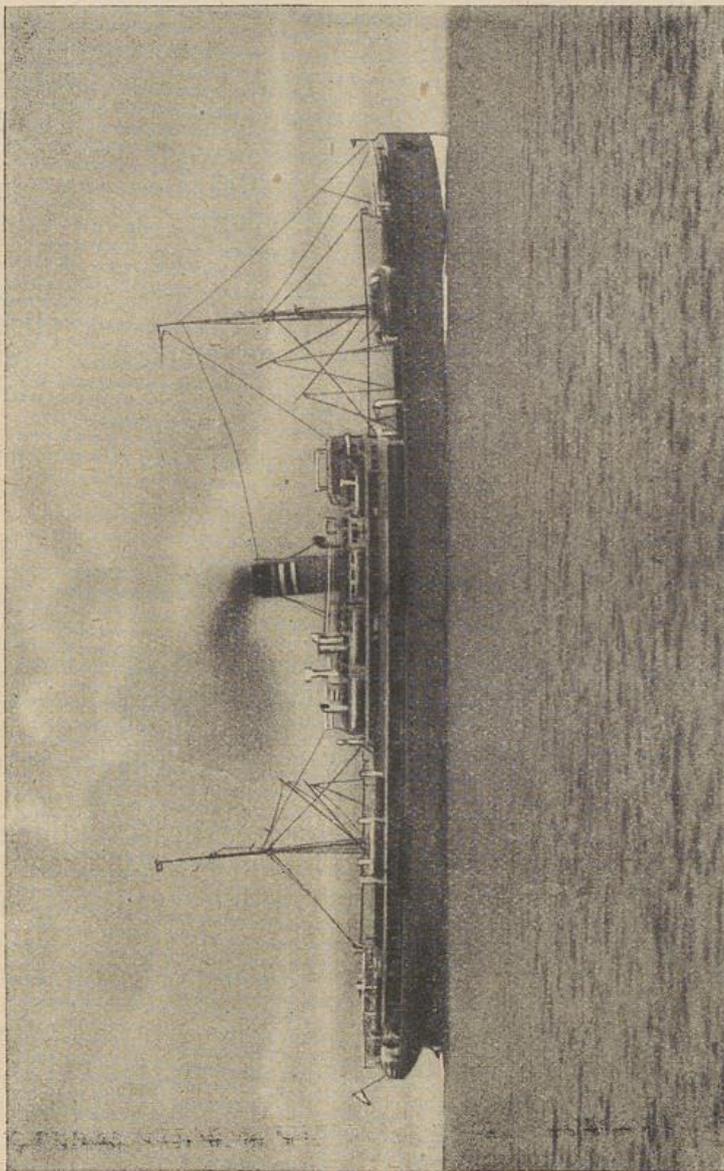
19. Oktober 1924.

Meine liebe Ehrwürdige Mutter!

Es lebe das kostbarste Blut! Mit großer Freude erhielten wir zwei Einsiedlerinnen die Briefe vom Mutterhaus mit der freudigen Nachricht, daß nun doch drei unserer Schwestern schon unterwegs sind. Hochwürdiger Pater Superior bat uns, einige Zimmer im anderen Missionshause zu ordnen. Die ausgewiesenen Missionare dachten sicher, daß sie wieder zurückkommen könnten. Wir fanden eine reiche Bibliothek, ferner alle möglichen Apparate, besonders astronomische und andere wertvolle, wissenschaftliche Gegenstände; leider haben sich die Schwarzen die glänzendsten Teile angeeignet. „Es ist wirklich schade um die ganze Mission, um das große Werk, das nun ein Ruin ist“, — so meinte lezt hin der deutsche Konsul von Lourenco-Marques, der uns im vorigen Monate besuchte. Er bot sich in lebenswürdigster Weise an, uns in jeder Hinsicht behilflich zu sein. — Ja, das Herz blutet einem, wenn man Sonntags so wenig Christen in der Kirche sieht; selbst die Schulkinder kommen nicht alle. Als Ausrede gilt „Kranksein“. Aber die Krankheit ist nichts als Faulheit. Schon über 40 Jahre ist hier das Christentum, und die christlichen Frauen haben, seitdem die Missionare ausgewiesen, schon alle Sitten vergessen. Das Volk hier besteht größtenteils aus den Nachkommen losgekaufter Sklaven, die sich um die Mission angesiedelt haben, weshalb man auch keinen eigentlichen Typus unterscheiden kann. Es ist ein Gemisch von verschiedenen Menschenrassen. Soviel wir bis jetzt wissen, scheinen

noch viele Christen in den weiterliegenden Dörfern zu wohnen. Man zählt sie selbst nach Tausenden.

Wir haben Kinder in der Schule, die zum Skelett abgemagert sind. Die fruchtbare Regenzeit hat nämlich voriges Jahr nicht lange gedauert und die Hungersnot war hier heimisch. Die



Der deutsche Dampfer „Umbata“ brachte unsere Schwestern im Januar 1925 nach Süd-Afrika.

Leute denken aber auch nicht daran, daß man um das tägliche Brot beten muß. Ja sie haben einen Widerwillen gegen alles, was Religion heißt. Auch der hochwürdigste Herr Bischof sagte uns, daß die Guten sich noch zu sehr von den Launen beeinflussen lassen. Der Leichtsin und die Oberflächlichkeit führen hier das Regiment. Verschiedene Missionare, welchen

wir auf der Reise begegneten, sagten uns: „In Boroma ist eine schöne Kirche und sind viele Häuser, aber das Volk . . . ! Wir hoffen das Beste, liebe Ehrwürdige Mutter. Es war ja lange Zeit eine Herde ohne Hirt. Unsere Mädchen haben sich tatsächlich schon gebessert. Am schwersten ist der Hang zur Trägheit zu bekämpfen, der dem Zambesi-Neger besonders eigen ist. Das Klima mag wohl auch viel Ursache daran sein. Wir haben jetzt Frühling, aber es ist schon so heiß, daß man nicht mehr ohne Tropenhut ins Freie kann. Die Zambesi-Berge glühen in der Sonnenhitze. Alles ist ausgetrocknet. Die Bäume sind kahl, wie bei uns im Winter. Von Mai bis November fällt kein Regen. Dagegen soll in der Regenzeit alles grünen und blühen und die Eingeborenen pflanzen ihren Mapira. Fällt sie jedoch aus, dann ist der Hunger vor der Türe. O, möchte diesen armen Negern so, wie das grelle Sonnenlicht, auch das Licht des Glaubens leuchten! Die nächstliegende Stadt ist Tete. Die Lebensmittel und Hausgeräte, kurzum alles ist dort sehr teuer. Wir mußten eine Sturmlaterne kaufen. Die kostete nicht weniger als 100 Escudos.

(Schluß folgt.)



Für die Missionschwester.

(Dr. theol. Georg Hülken, Dechant.)

Ein junger, sehr reicher Herr, der im Begriffe stand, ein Fräulein zu heiraten, das ihm außer manchen Gaben des Geistes und Körpers ein großes Vermögen mitbrachte, schickte seiner Braut jeden Morgen ein überaus kostbares, teures Blumenbukett. „Wieviel bezahlst Du dafür?“ fragte das Mädchen einmal. — „25 Mark,“ antwortete der Bräutigam. — „Wir wollen uns in zehn Tagen heiraten, bis dahin willst Du also noch 250 Mark dafür ausgeben, bitte, laß die Buketts beiseite und gib mir das Geld dafür!“ — Der junge Herr erklärte sich natürlich dazu bereit, aber nicht ohne ein unangenehmes Gefühl. Er fürchtete nämlich, seine Braut sei nicht frei vom Geize, einem Laster, das er sehr verabscheute. Aber sie zögerte nicht lange, ihn vollständig zu beruhigen. „Du erlaubst mir gewiß,“ sagte sie lächelnd, „daß ich dieses Geld armen Missionschwesteren schenke; sie werden für uns beten, und das wird uns mehr nützen, als der schöne Blumenduft.“ Am anderen Morgen brachte der Bräutigam seiner Braut dennoch abermals einen Blumenstrauß, für den er jedoch nur 20 Pfennige bezahlt hatte, — aber der Griff des Straußes war umwickelt mit 10 Noten à 1000 Mark. Ringsherum stand geschrieben: „Für die Missionschwester.“ — Wahrlich eine nachahmungswürdige Art, sich auf den ernstesten Schritt des Lebens würdig vorzubereiten.

(Aus dem Seelsorgeleben.)

Der Besuch des hochw. Päpstl. Delegaten in Mariannahill.

(Von Ehrw. Mutter Paula, Generaloberin.)



Seit dem 30. April weilte Se. Exzellenz bereits in Südafrika, und man hatte schon vieles über seine hohe Persönlichkeit in den englischen Zeitungen geschrieben, alles war des Lobes voll. Endlich sollte nun auch Mariannahill die große Ehre genießen, den hohen Gast auf einige Tage in seiner Mitte zu haben. Am Donnerstag, den 7. Juni, gegen 4 Uhr nachmittags, war seine Ankunft in Pinetown, unserer Bahnstation, angefangen. Weil am nächsten Tag Herz-Jesu-Fest war, welches hier in der Mission mit feierlicher Prozession zur Herz-Jesu-Kapelle auf dem uns naheliegenden Hügel sehr festlich begangen wird, so präparierte schon alles in und außer der großen Missionskirche in festlichem Schmuck mit Zierbäumen, Girlanden, Fahnen usw. Beide Klostergemeinden, die der hochw. Patres Missionare und der Schwestern, erwarteten, umgeben von der ganzen Schuljugend, ungefähr 600 Kindern beiderlei Geschlechts, und den herbeigeeilten Christen, den hohen Besuch vor dem Hauptportal. Endlich kündigte das feierliche Geläute und das Einsetzen der Musikkapelle am äußern Einfuhrtor die Ankunft des Autos. Letzteres fuhr langsam vor bis zum Portal der Kirche. Seine Exzellenz stieg aus und segnete sofort alle Knienden. Der hochw. Herr Bischof von Mariannahill, Msgr. Fleischer, erschien in feierlichem Ornat und begrüßte in einer kurzen, doch herzlichen englischen Ansprache den hohen Kirchenfürsten als Gesandten des Heiligen Stuhles und drückte besonders seine und all der Seinigen innige Freude aus, endlich seines ersehnten hohen Besuches gewürdigt zu werden. Se. Bischöfl. Gnaden äußerte die Hoffnung, daß Se. Exzellenz in der Mariannahiller Mission nur Freude und Trost erleben werde und versicherte den hohen Gast des eifrigen Gebetes, um Gottes Licht und Stärke zur Erfüllung seiner hohen Amtswaltung in Südafrika zu erlangen. Se. Exzellenz wurde dann unter den üblichen Zeremonien und unter feierlichem Gesang in die Kirche eingeführt. Hier erteilte er den päpstlichen Segen und dankte dann in warmen Worten dem hochw. Herrn Bischof und allen Versammelten für den so feierlichen Empfang, indem er alle Ehre nicht seiner Persönlichkeit, sondern dem Heiligen Vater in Rom, als dessen Gesandter er hier erscheine, zuwendete. Die ganze würdevolle und doch so einnehmende Erscheinung des hohen Kirchenfürsten hatte gleich einen günstigen, vertrauenerweckenden Eindruck hervorgerufen. Am nächsten Morgen, den 8. Juni, zelebrierte Se. Exzellenz die letzte heilige Messe, woran sich gleich die feierliche Prozession anschloß. Der Päpstliche Delegat trug das Allerheiligste und gab im Portal der kleinen Kapelle den feierlichen Segen über die mehr als tausendköpfige christliche Gemeinde, welche auf dem Hügel vor der kleinen Kapelle kniete. Da dieser Tag kein allgemeiner kirchlicher Feiertag ist, so konnten natürlich nur wenige Christen kommen, weil sie ihrer Arbeit nachgehen mußten.

Am Abend des 8. Juni gab die hiesige Hochschule im festlich geschmückten Festsaal ein Konzert mit Theateraufführungen zu Ehren des hohen Gastes. Bekanntlich spielen unsere lieben Krausköpfe sehr gerne Theater und haben ein ausgezeichnetes Talent dazu. Es ist begreiflich, daß sie jetzt vor Se. Exzellenz und den beiden andern hochw. Herren Bischöfen (Msgr. Spreiter war auch eben hier anwesend), ihr Allerbestes leisteten und sich daher auch dessen hohe Anerkennung erwarben. Se. Exzellenz ermahnte zugleich die liebe Jugend in höchst väterlichen Worten, er hoffe und erwarte, daß sie denselben Eifer und Fleiß wie aufs Spiel, so auch auf das Erlernen ihrer christlichen Pflichten und der andern ihnen notwendigen Kenntnisse verwenden würden und daß sie durch Gehorsam und Dankbarkeit ihren hochw. Missionaren und den Schwestern, welche ihr Leben und ihre ganze Kraft für ihre Erziehung und Ausbildung opferten, zum Troste und zur Freude gereichten.

Am Samstag, den 9. Juni, wurde dem Konvent der Schwestern die hohe Ehre zuteil. Se. Exzellenz zelebrierte gegen 7^{1/2} Uhr die heilige Messe in ihrer

Kapelle. Nach dem Frühstück wurden der Päpstliche Delegat und die ihn begleitenden hochw. Patres zu einer kleinen Begrüßung in den Konventsaal eingeladen. Die Hauptlehrerin der Normalschule, Schwester M. Ignatia, trug in englischer Sprache die nachstehende schlichte Begrüßung vor:

„Die Missionschwestern vom kostbaren Blut entbieten Ew. Exzellenz ein aufrichtiges und herzliches Willkommen in ihrer Kommunität in Mariannahill, welche, obgleich unbedeutend, dennoch hoch erfreut ist, unter Ihre väterliche Obhut gestellt zu sein. Vor einigen Jahren noch hingen die schwarzen Wolken des großen Krieges unheilrohend über ihrer erhabenen, aber in den Augen der Menschen demütigen Arbeit. Nichtsdestoweniger wachte das allerbarmende Auge Gottes und seine liebende Fürsorge beschützte ihre Kinder wunderbar in allen



Msgr. Gylswyf, Päpstlicher Delegat.

Fahren des Jammers. Wir jubelten bei seiner Beendigung. — Auf die erste Freude folgte bald eine zweite. Groß war dieselbe, als der Apostolische Stuhl die Mariannahiller Mission zu einem Vikariat erhob. Wir haben es als ein Zeichen göttlichen Wohlgefallens an unserer Arbeit unter den verachtetsten seiner Geschöpfe betrachtet, welches uns zu erkennen gegeben wurde durch Christi Stellvertreter.

Die entzückenden Töne der Konsekration unseres neuen Bischofs klangen noch in unseren Ohren, als, gleichsam wie ein liebliches Echo, aus der Ewigen Stadt die Nachricht kam, daß Südafrika einen Apostolischen Delegaten erhalten hatte. Und heute jubeln wir wieder, da wir mit Ew. Exzellenz wertem Besuche beehrt wurden, wofür wir demütigst danken.

Wir wollen unsere Dankbarkeit durch eine kindliche Ergebung und Unter-

würfigkeit beweisen, und bitten Er. Erzellenz, uns und unsere Arbeit in der Herde Jesu Christi zu segnen! Ihre gehorsamen Kinder, die Missionschwestern vom kostbaren Blut.“

Daraufhin richtete Se. Erzellenz ungefähr folgende wohlwollenden Worte an die versammelten Schwestern:

„Meine lieben Schwestern! Ich danke Ihnen allen für den schönen Inhalt Ihrer Adresse. Ich habe mich gefreut, nach Mariannahill zu kommen, um die Väter und Schwestern zu sehen, weil ich so viel von Ihrem Arbeiten und Wirken in Südafrika gehört habe. Sie, liebe Schwestern, nennen Ihre Arbeit bedeutungslos, aber so sehen wir, der Heilige Vater und die Missionare, sie nicht an. Ihre Arbeiten sind sehr anerkannt. Die Schwestern sind die Pioniere, ohne sie könnten die Missionare nicht wirken. Ihr nennt Eure Arbeit gering in den Augen der Menschen, aber ich weiß, daß die Taten und Arbeiten der Schwestern groß sind vor Gott. Der Heilige Vater schätzt Eure Arbeiten sehr hoch. Trachtet daher auch fernerhin zu arbeiten im Verein mit den Vätern in Liebe und Eintracht. Wenn auch die Eingeborenen in der Zivilisation weit unter uns stehen, so haben sie doch unsterbliche Seelen, für die Sie in materieller und geistlicher Weise arbeiten. Ich weiß, daß die Väter nicht das erreicht hätten, was sie erreicht haben, ohne Euch Schwestern.“

Ich bin eigens, bevor ich hierher kam, zu Eurem Mutterhaus Heilig Blut gereist. Mein Besuch war wohl kurz, aber es freute mich sehr, Ihre Schwestern dort auch zu sehen, weil ich oft von Ihrer Genossenschaft gehört habe, wie viel Gutes sie tut. Ich hoffe, daß in Zukunft noch viel mehr Gutes geschehen wird, da Sie nun im eignen Vikariate arbeiten werden, und nun hat der Heilige Vater den Päpstlichen Delegaten gesandt. Ich erwarte, daß die Missionen sich mehr ausbreiten, daß die Väter und Schwestern mit vereinten Kräften arbeiten, denn einzeln können weder die Väter noch die Schwestern wirken. Es muß ein liebevolles Zusammenwirken sein. Und so hoffe ich, daß die hiesige Mission die schönste in der Union von Südafrika sein wird. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre schöne Begrüßung, die Sie mir bereitet haben und empfehle mich Ihrem Gebete. Auch ich schließe Euch und Euer Wirken in der heiligen Messe ein.“

Bevor Se. Erzellenz den Saal verließ, sprach er die Hoffnung aus, die Schwestern wiederzusehen.

Dann führte Pater Superior von Mariannahill den hohen Gast in den wichtigsten Lokalen und Werkstätten von Mariannahill herum, wodurch Se. Erzellenz einen Gesamtblick über das so bekannte Mariannahill gewann. Se. Erzellenz hatte mir bereits angedeutet, daß er, wenn es eben möglich ist, gegen Abend nochmals zu einer Besprechung zum Schwesternkloster kommen werde. Nach vier Uhr kam er dann auch in Begleitung von Mgr. Fleischer. Nachdem letzterer ihm seine ersten eingeborenen Kandidatinnen, welche unter der Leitung einiger unserer Schwestern zu einer eigenen Kongregation herangebildet werden, vorgestellt hatte, zog Se. Bischöfl. Gnaden sich zurück, und die hiesige M. Provinzialoberin und meine Wenigkeit wurden von Se. Erzellenz einer längeren Audienz gewürdigt, in welcher er sich mit höchst väterlichem Interesse nach den Verhältnissen unserer Schwestern erkundigte und die liebevollste Teilnahme für alles bezeugte und unsere Schwestern seiner hohen Huld und Sorge versicherte.

Auf unsere hiesige Schwesterngemeinde machte dieser hohe Besuch einen sehr erhebenden Eindruck. War sie bisher schon glücklich, in dieser schönen, großen Mission Mariannahills mitwirken zu dürfen, so fühlte sie sich jetzt durch diese so wohlwollende Aufmunterung des hohen Kirchenfürsten wieder zu neuer Freude und zu neuem Eifer angespornt. Dem lieben Gott sei Lob und Dank für alles!

Schw. M. Paula, G.-D.



Du sollst reden, nicht viel, aber sinnig;
Du sollst beten, nicht lang, aber innig;
Du sollst handeln, nicht rasch, aber kräftig;
Du sollst lieben, nicht laut, aber heftig;
Du sollst leben, nicht wild, aber heiter;
Sollst dir helfen, und Gott hilft dir weiter!

Aus unserer jungen Mission in Driefontein, Rhodesia.

Unserere Schwestern berichten uns hiervon folgendes: Es ist hier ein geweckter, kriegerischer Volksstamm mit ganz europäischem Aussehen. Die meisten der Einwohner sind noch Heiden und hängen mit zäher Hartnäckigkeit an ihren abergläubischen Sitten. Diese sind selbst bei den Christen noch schwer auszurotten. Wieviel Geduld und Ausdauer, wieviel Belehrungen, vor allem aber . . . wieviel Gebet braucht es noch, um die Herzen für die Gnade empfänglich zu machen! Doch sind auch sehr gute christliche Familien darunter, welche selbst denen in der Heimat als Vorbild dienen könnten. Eine der eifrigsten ist die unseres Häuptlings. Er wohnt ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde von unserer Station entfernt. Jeden Sonntag kommt er mit seiner Frau zur heiligen Beichte und gewöhnlich gehen sie drei- bis viermal in der Woche zum Tische des Herrn. Leider ist jetzt seine Frau Agatha schwer erkrankt und mußte mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werden. Als ich sie am Abend nochmals besuchte, fand ich ihren Zustand etwas besser und sie selbst hofft, daß der liebe Heiland sie wieder gesund machen wird.

Das Krankenzimmer ist eine rauchgeschwärzte Hütte mit einem kleinen Schlupfloch als Eingang; in einer Ecke am Boden, von alten Lumpen umhüllt, liegt die Kranke. Ein Stein- oder Holzblock dient als Kopfkissen und doch sind diese armen Leute oft viel glücklicher, als unsere zivilisierte Welt auf weichen Betten.

Nun etwas von unserer Jugend. Am ersten Samstag schon kamen 6 Kinder zur Schule, als hätte die liebe Mutter Gottes sie geschickt. Ihre Zahl ist indessen schon auf mehr als 60 gestiegen, von denen beinahe 40 ganz auf der Station bleiben. Diese Kinder werden nach der Schulzeit in den häuslichen Arbeiten wie Flickern, Nähen, Flechten, Waschen, Bügeln, Kochen usw. unterrichtet. Es ist ja keine kleine Mühe, diesem sorglosen, arbeitscheuen Völklein, das von Jugend auf nichts anderes kennt, als den ganzen Tag beim Feuer zu liegen, Liebe und Lust zur Arbeit beizubringen. Doch ist das Missionsleben nicht nur reich an Opferchen, sondern auch an Freuden. Wie jubelte das Herz auf, als am Pfingst-Samstag 14 unserer Kinder die heilige Taufe empfingen und am 15. August zum ersten Male an der Kommunionbank knieten! Ich weiß nicht, wer die meiste Freude empfand, die Kinder oder wir Schwestern.

Helft uns recht beten, meine Lieben, für unsere Neu-Christen, damit sie auch treu bleiben inmitten ihrer heidnischen Umgebung; der böse Feind hat hier noch große Macht und bietet alles auf, die ihm entrissenen Seelen wieder zu gewinnen.

✻ ✻

Wozu ein alter Regenschirm noch dienen kann.

(Ost-Afrika.)



Welch Entzücken, welche Freude
Bringt ein altes Paraplu,
Das erfuhr die Schwester heute
An dem treuen Joseph hie!

Wie erfind'risch ist der Gute;
Mit 'ner Quast an jeder Spitz
Wandert er mit hohem Mute
Mit dem „Mantel“ durch die Hitz.



Seht, wie stolz kommt sie geschritten,
Unses Joseph fleiß'ge Frau,
Denn der Rock um ihre Mitten
Steht ihr gut und paßt genau.

Auch der Eltern Augenweide
Weiß, was schön ist und modern,
Und er spielt im neuen Kleide
Selbstbewußt den großen Herrn.

Liste der abgereisten Schwestern.

Nach Mariannahill, Natal, mit dem Dampfer Usambara am 9. August 1923: die Schwestern Hermenegildis Müller, Lucia Ballhausen, Edista Gaultern, Reineldis Thomassen, Hieronyma Kühnapsel, Amantia Koelen.

Nach Rhodesia, Driefontein, mit dem Dampfer Usambara am 29. November 1923: die Schwestern Vera Quadt, Consolata Schreiber, Epiphana Weller, Dagoberta Schüller.

Nach Mariannahill mit dem Dampfer Adolf Wörmann am 17. Februar 1924: die Schwestern Genesia Meier, Coleta Bender, Ewara Schwarz, Magima Eckard, Rosalia Büscher, Daria Reiner.

Nach Mozambique mit dem Dampfer Adolf Wörmann am 17. Februar 1924: die Schwestern Virginia Kilgenstein, Cebuina Kempf.

Nach Mariannahill mit dem Dampfer Usambara am 9. März 1924: die Schwestern Alberica Faber, Mamerta Schichtl, Bathildis Dinspel.

Nach Boroma-Mozambique mit dem Dampfer Nyassa am 8. Oktober 1924: die Schwestern Gerardis Pelzer, Fintana Lambergh, Alonfiana Weyland.

Nach Amerika mit dem Dampfer Volendam am 15. Oktober 1924: die Schwestern Aetha Kost, Basilia Goering.

Nach Morogoro, (ehem. Deutsch-Ost-Afrika), mit dem Dampfer Tanganjika am 3. Dezember 1924: die Schwestern Ancilla Adfeld, Agnes Möllenberg.

Nach Kilema mit dem Dampfer Tanganjika am 3. Dezember 1924: die Schwestern Thiadildis Weber, Richardis Wiesinger, Evodia Matuszczyk.

Nach Kumbo mit dem Dampfer Tanganjika am 3. Dezember 1924: die Schwestern Eudocia Eglehberger, Felizitas Tirpih, Osmunda Kzeppa.

Nach Kiboscho mit dem Dampfer Tanganjika am 3. Dezember 1924: die Schwestern Gratiana Hepf, Berendine Wyenberg.

Nach Zansibar, Ost-Afrika, mit dem Dampfer Tanganjika am 3. Dezember 1924: die Schwestern Amadea Muheim, Wilfrieda Nyland, Cäciliana Hasnik.

Nach Bura, Ost-Afrika, mit dem Dampfer Tanganjika am 3. Dezember 1924: die Schwestern Borgia Zürn, Samuela Janssen.

Nach Mariannahill mit dem Dampfer Usambara am 10. Januar 1925: die Schwestern Melchiora Engler, Innozentia Kreuz, Odalinde Schindler, Elvira Hoischen, Erika Kellenis, Maximilla Kaufhold, Gildarda Meier, Didyma Schmitt; mit dem Dampfer Adolf Wörmann die Schwestern Harlindis Stark, Balduina Reiner, Rogeria Wiechers, Nifasia Rieskamp.

Liste der verstorbenen Schwestern.

Schw. M. Quita Burkhardt, † 11. 1. 1924, Mariannahill; Schw. M. Mechtildis Fröhly, † 28. 2. 1924, Mariannahill; Schw. M. Osmana Sedlmaier, † 15. 4. 1924, Pachten; Schw. M. Christina Daubner, † 1. 5. 1924, Mariannahill; Schw. M. Josepha Wohlgemut, † 15. 6. 1924, Mariannahill; Schw. M. Magdalena Ochotta, † 30. 6. 1924, Mariannahill; Schw. M. Bibiana Picht, † 9. 8. 1924, Mariannahill; Schw. M. Elisabeth Furrer, † 9. 9. 1924, Mariannahill; Schw. M. Philippine Treumund, † 8. 12. 1924, Mariannahill.

Gebetserhörungen.

Inniger Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der Fürbitte der lieben Mutter Gottes und der kleinen seligen Theresia vom Kinde Jesu für auffallende Erhörung in zwei großen Anliegen.
Schw. N. C. P. S.

Dem heiligen Vater Joseph und der kleinen seligen Theresia vom Kinde Jesu tausendfacher Dank für wunderbare Abwendung einer Schwierigkeit, die unberechenbaren Schaden verursacht hätte.
S. M. B.

Inniger Dank der kleinen seligen Theresia für die Heilung kranker Füße.
Schw. N.

Caritasblüten

Nr. 2

1925

Das kostbare Blut unseres Erlösers.

(Dr. theol. Georg Hütten, Dechant.)

Kostbares Blut, so heißt es in allen Sprachen, das Blut Jesu Christi! Und in Wahrheit, es ist kostbar, dieses heiligste Blut; kostbar, weil es das Blut des Sohnes Gottes ist; kostbar, weil es uns erlöst; kostbar, weil es uns der göttlichen Natur teilhaftig macht, zu Kindern Gottes erhebt und das Unrecht auf den Himmel zurückgibt; kostbar, weil es jedem Gedanken, jedem Worte, jedem Werke, das wir im Stande der Gnade auf die Ehre Gottes richten, einen höheren Grad der Gnade auf Erden und einen höheren Grad der Glorie im Himmel verleiht; kostbar, weil ein Tropfen desselben als von unendlichem Werte hinreichen würde, um tausend Welten zu erlösen.

Aber nicht einen Tropfen seines kostbaren Blutes hat der Herr für uns dahin gegeben, sondern all sein Blut bis zum letzten Tropfen seines göttlichen Herzens hat er seinem himmlischen Vater dargebracht; dargebracht nicht für tausend Welten, auch nicht für die gefallenen Engel, sondern für uns arme Menschen und für jede Menschenseele insbesondere. Als der ewige Sohn Gottes von dem Himmel auf die Erde stieg und die menschliche Natur annahm, als er 33 Jahre auf Erden wandelte, arbeitete, betete und duldete, als er am Kreuze hangend aus tausend Wunden blutete: siehe da schaute der Heiland auch auf dich, da standest auch du so lebhaft vor seiner Seele, wie wenn du gegenwärtig wärest; er liebte dich mit so unendlicher Liebe und opferte sich so zu deinem Heile dem himmlischen Vater auf, als wäre er für dich allein Mensch geworden, um dich allein durch den schmerzlichsten Kreuzestod zu erlösen. Was der heilige Paulus von sich sagte, kannst du mit demselben Rechte auch von dir sagen: „Er hat mich geliebt und hat sich selbst für mich dahingegeben“ indem er jeden Tropfen seines kostbaren Blutes in unendlicher Liebe unter unnennbaren Schmerzen dem himmlischen Vater für dich aufopferte. Und wie reichen Anteil an dem kostbaren Blute hast du schon genommen und nimmst du noch täglich!

In der heiligen Taufe hat es dich von der Erbsünde gereinigt, mit dem Gewande der heiligmachenden Gnade bekleidet und dir

die Kindschaft Gottes und das Erbrecht auf den Himmel gegeben. O in welcher Schönheit erstrahlte deine Seele als du aus der heiligen Taufe gehoben wurdest! Und dieses alles infolge des kostbaren Blutes, dessen unendliche Verdienste dir im Bade der Wiedergeburt zuteil geworden.

So oft du im Sakramente der Buße kniest und reumütig deine Sünden bekenntest, träufelt geistigerweise das kostbare Blut über deine Seele und tilgt nicht nur deine Sünden, sondern vermehrt dir auch die heiligmachende Gnade.

Dann hast du als Kind der heiligen Kirche oft das Glück, der heiligen Messe beizuwohnen. So oft du an diesem hochheiligen Opfer teilnimmst, stehst du gleichsam auf dem Kalvarienberge und das Blut der Versöhnung fließt über deine Seele, wie es einst über die Büsserin Maria Magdalena floß, als sie an der Seite der schmerzhaften Mutter das Kreuz des Erlösers umschlungen hielt.

Was soll ich aber erst sagen von dem Empfange des allerheiligsten Altarsakramentes? Wenn du andächtig und würdig die heilige Kommunion empfangst und der Herr selbst in deinem Herzen wohnt, dann trinkt deine Seele gleichsam das kostbare Blut aus den Wunden Jesu; das Herz Jesu schlägt an deinem Herzen, das kostbare Blut fließt in deinen Adern.

O wie reich, wie unermesslich reich kannst du werden, wenn du willst. Siehe die Schätze des kostbaren Blutes stehen ganz zu deiner Verfügung. Schöpfe daraus, soviel du willst, sie erleiden keine Verminderung, sie sind unendlich, daher unerschöpflich.

Das ist das Geheimnis des kostbaren Blutes. Es macht die arme Erde schöner, als einst das Paradies es war. Seine Ströme ergießen sich überallhin über die ganze Erde. Die Flüsse Edens sind nicht mit ihnen zu vergleichen an Fruchtbarkeit. Dichter haben mit Freuden dem Rauschen der Bergströme gelauscht, während sie zwischen Steinen die Hügel hinabstürzten und unter dem Schattendach der Bäume sanft himurmelten. Die heilige Schrift spricht von der Stimme Gottes als von der Stimme vieler Wasser. So ist es mit dem kostbaren Blute; es hat eine Stimme, die Gott hört. Auch in unseren Ohren tönt sie tröstlich immerfort, in Reue und Leid, in Absolutionen und Kommunionen, in Predigten und allen heiligen Freuden. Laut ertönte diese Stimme in der Gründung der Genossenschaft der Missionsschwestern vom kostbaren Blute und sie findet ihr Echo in der herrlichen Missionstätigkeit dieser Genossenschaft unter der Heidenwelt.

In der Ecce-homo-Kirche zu Jerusalem wölbt sich über dem Hauptaltar der verwitterte, ungeschmückte Mauerbogen, auf dem der gegeißelte und aus tausend Wunden blutende göttliche Heiland dem Volke von Pilatus vorgestellt wurde. Auf dem Bogen steht eine marmorne Ecce-homo-Statue und in der Kuppel

liest man die Aufschrift: „Ecce rex vester! — Sehet euren König.“ Die Schwestern, welche hier walten, unterhalten ein Waisenhaus, ein Pensionat und eine Schule. Hauptaufgabe derselben ist es, für die Bekehrung Israels zu beten und den Kindern der verblendeten Juden bei ihrer Bekehrung behilflich zu sein. Ganz ergreifend ist der Gesang der Schwestern und des Sängerenchores tagtäglich nach der Wandlung der heiligen Messe. An der Stätte, wo einst das verblendete Judentum höhrend geschrien, singen flehend gleich nach der Erhebung des Kelches mit dem heiligen Blute, einige Kinder mit silberheller Stimme: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“ (Matth. 27, 25) und sofort fällt der Chor reumütig ein: „Pater, dimitte illis, non enim sciunt, quid faciunt“ (Lukas 23, 34) „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Wohlan denn, mache auch du dieses kostbare Blut wirksam an dir und an der ganzen Menschheit, indem du bei der Wandlung der heiligen Messe das Unrecht wieder gut machst, das dem kostbaren Blute deines göttlichen Erlösers angetan worden ist und noch immer angetan wird, indem du flehentlich und reumütig betest: „Sein Blut komme segensreich über uns und über das Wirken unserer Heidenmissionen.“



Reisebriefe

von dreien unserer Schwestern, welche am 8. Okt.
die Reise nach Mozambique angetreten haben.

(Fragment aus dem Brief an Ehrwürdige Mutter Generaloberin.)

Auf Dampfer Njassa am 10. November 1924. Unser letzter Brief, den wir am 6. November in Kapstadt aufgegeben haben, ist hoffentlich angekommen. Am Abende vor Allerheiligen langten wir in der Walfischbai an. Sie besteht aus einem öden Sandstreifen mit nur wenigen Häusern und bildet den Eingang zum früheren Deutsch-Südwestafrika. Eine Reihe deutscher Herren und Damen kamen mit einem kleinen Dampfer an unser Schiff, das wegen der geringen Tiefe der Bucht weit draußen liegen bleiben mußte. Den ganzen Allerheiligentag hindurch kamen und gingen Boote, welche Fremde brachten und wieder zurückfuhren. Ein großer Teil der Passagiere fuhr an Land, um die Hauptstadt des Gebietes Swakopmund zu besichtigen. Ein katholisches Fräulein vom Schiff war ebenfalls dahin gefahren, um die Benediktinerinnen zu besuchen, die dort ein Sanatorium haben. Sie erzählte dort von uns, und die lieben Schwestern sandten uns eine kleine Erquickung und auf

einem Kärtchen ihre Grüße. Diese Überraschung hat uns sehr gefreut und wir dachten, wir Deutsche sind einig auch im Westen Afrikas. Am Abend verließen wir wieder die Walfischbai und am Allerseelentage lagen wir vor der Lüderikbai. Auch hier sah die Küste ebenso einsam und öde aus. Keine Vegetation, kahle Sandsteine und Hügel mit grauem und weißem Sand bedeckt schließen die Bucht ein. An mehreren Stellen drängt sie



Schwester Gerarades, Schwester Aloisiana, Schwester Tintana
auf der Reise nach Mozambique.

sich zwischen die freistehenden Hügel hinaus, an deren Abhang einige moderne Häuser zu entdecken sind. Hinter diesen Hügeln liegt eine Stadt, die uns nicht sichtbar war, und von einigen Passagieren besucht wurde. Die Lüderikbucht birgt in ihrem Sand Diamanten, deren Funde auch jetzt noch sehr häufig sein sollen.

Am Allerseelentage las jeder unserer vier Priester drei heilige Messen. Mehrere Passagiere wohnten dem heiligen Opfer bei, u. a. auch der Kommandeur von Mozambique. Von der Lüderik-

bucht möchte ich noch erwähnen, welch schönen Anblick beim Sonnenschein die mit gleichermaßen weißen Sand bedeckten Ausläufer der die Bucht umschließenden Hügelgruppen bieten; eine Eigentümlichkeit bei demselben ist die Unmasse von Möven, die sich dort versammeln. Bei unserer Abfahrt hatten wir Sturm. Am nächsten Tage schon landeten wir in Kapstadt. Es war ein herrlicher Blick vom Schiff aus: vor uns lag der Tafelberg, rundum in Wolken gehüllt und vor demselben im Sonnenschein eine Bergspitze, „Löwenkopf“ genannt. Daran anschließend ein langgestreckter Hügel, gleichsam den Rumpf des Löwen bildend. Am Fuße des Tafelberges liegt Kapstadt weit im Bogen hingestreckt mit modernen Häusern, prachtvollen Geschäftsgebäuden und außer der Stadt herrliche Parkanlagen. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Hier sind alle möglichen Menschenrassen zu sehen. Auch in bezug auf die Verkehrsmittel steht Kapstadt unseren großen europäischen Städten nichts nach. Ganz neue elektrische Wagen von einer solchen Länge, wie ich sie bisher noch nie gesehen, durchqueren die Stadt, und Autos sausen in Menge dahin.

Am 10. November kamen wir unter heftigem Sturm in Port Elisabeth an. Auch diese Stadt, die ringsum an der Bucht an den sie umgebenden Hügeln entlang gebaut ist, bietet einen hübschen Anblick. Ja, sie sah besonders am Abend ganz bezaubernd aus durch die Hunderte von Lichtern, die verschiedenen Scheinwerfer und Lichttürme. Unsere Geistlichen verließen hier den Dampfer und nun werden wir wohl bis Beira ohne Priester sein. In East-London war der Sturm so heftig, daß man es nicht wagte, mit dem Dampfer in den Hafen zu fahren.

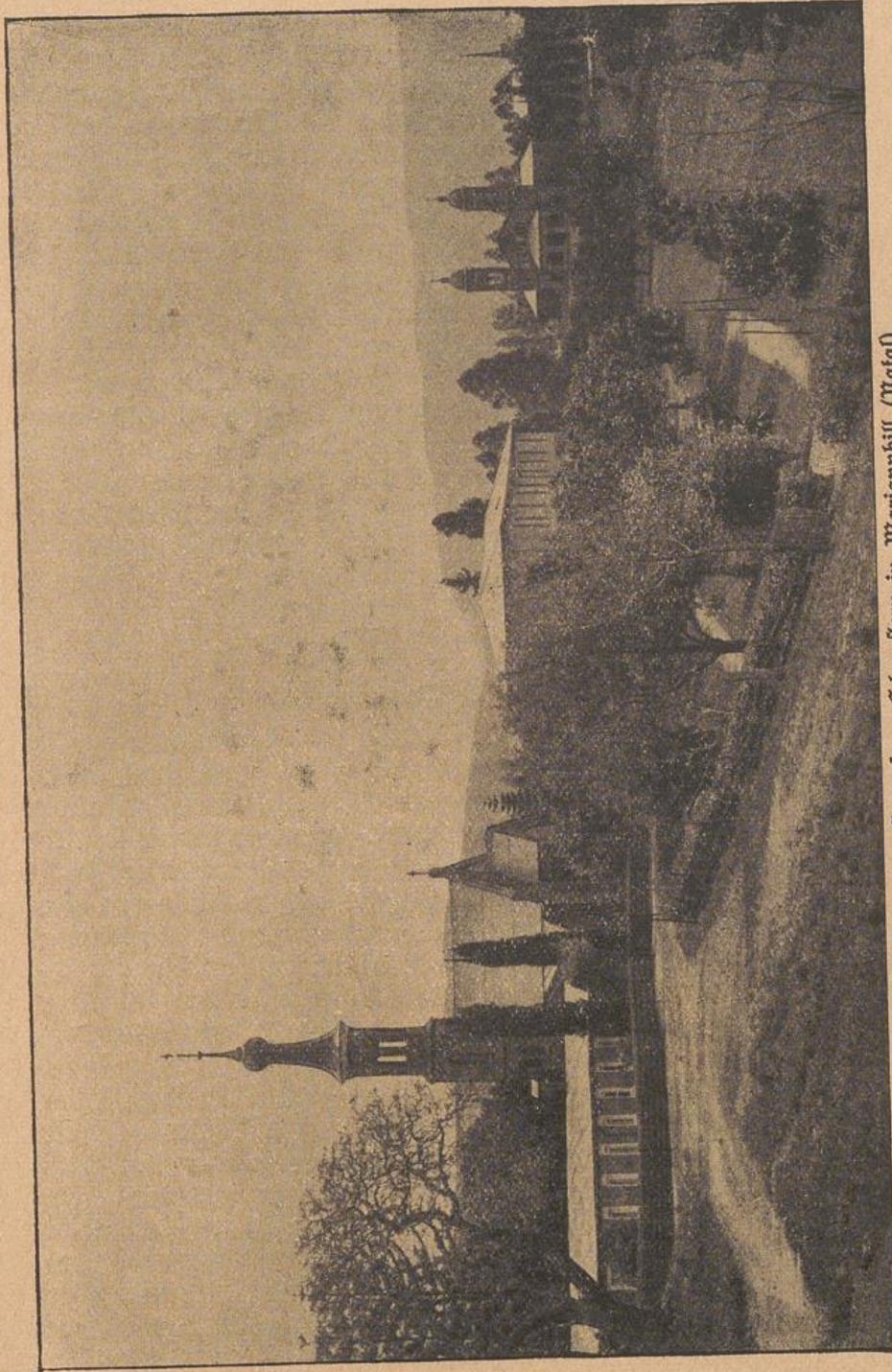
Am 14. November landeten wir in Durban. Welche Freude, als wir hier unsere liebe Mutter Hilaria und Schwester Honorata sahen. Wir unterhielten uns ein paar Stunden gemütlich in der Kabine und freuten uns herzlich über die erste Begegnung an Afrikas Strand. In Durban hatten wir drei Tage Aufenthalt und waren dadurch so glücklich, der heiligen Messe beiwohnen zu können. — Durban soll nach Johannesburg die größte Stadt Afrikas sein. Hier sind auch bei weitem mehr Schwarze, als wir bisher sahen. Es fiel mir auf, daß so viele Neger im Gegensatz zu den hiesigen Europäern, welche meist lustig in Weiß gekleidet einhergehen, einen langen Überzieher tragen und eine möglichst dicke Kopfbedeckung. Aber wenn ihre Kleidung auch noch so zerseht ist, ihr Gang ist galant wie bei vornehmen Menschen. Etwas Merkwürdiges in der Stadt ist der Kicksha-Boy mit seinem zweirädrigen Fahrzeug, einem leichten Federwagen, der für zwei Personen Platz bietet. Seine zwei langen Deichsel faßt ein schlanker, leichtfüßiger Neger und im Galopp gehts dahin. Er springt mehr als er läuft und hält einem flinken Wagengaul stand. Er ist

leicht und weiß gekleidet, mit einer Hose, die kaum bis an die Knie reicht, ohne Schuhe und Strümpfe, die Beine mit weißer Farbe bemalt. Sein größter Schmuck ist seine Kopfbedeckung, die aus einer festsauffühenden Mütze besteht, die eine Unmasse aufrechtstehender Federn oder Blumen trägt in den buntesten Farben; sie muß sehr schwer sein, aber das ist ihm beim Laufen kein Hindernis; was der Kaffer liebt, hindert ihn nicht.

Am 19. November kamen wir in Laurence-Mary an der ersten Station unseres neuen Heimatlandes. Bei der Einfahrt in den Hafen war bedeutend weniger Leben als in den vorhergehenden Häfen. Gegen 9 Uhr holten uns zwei geistliche Herren ab und brachten uns in einem Auto zum Hochwürdigsten Herrn Bischof. Seiner Gnaden war so lieb und väterlich, daß wir uns begeistert fühlten, gerne in seiner Mission zu arbeiten. Er teilte uns mit, daß einer der Priester mit uns nach Boroma reisen und für alles sorgen würde. Den folgenden Tag hatten wir um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr wieder Audienz, wo der Hochwürdigste Herr uns sehr viel Interessantes aus seinen Erlebnissen erzählte. Die Zeit flog dahin, ohne daß wir es merkten, und als wir uns verabschieden wollten, lud Monseigneur uns zum Mittagessen ein. Es war unser erstes portugiesisches Mahl, grundverschieden von den deutschen Gerichten. Der schwarze Boy stand stramm bei Tisch, wartete auf die Befehle seines Herrn und waltete ganz stolz seines Amtes. — Wir verließen unsern Oberhirten mit neuen Vorsätzen für unser Wirken. Sodann besuchten wir die Kathedrale. Der Weg dorthin führte uns durch einen hübschen Park mit den schönsten blühenden Bäumen, den mannigfaltigsten Palmen und einem abgesperrten Teil, wo Strauße, Flamingos, Rehe und andere Tiere sich aufhielten. Auch eine dicke Schildkröte kam langsam angefahren.

Am 22. November landeten wir in Beira, unserer Endstation auf der See. Wie froh waren wir nach einer 45tägigen Fahrt unseren Dampfer verlassen zu können, nicht als ob der Aufenthalt daselbst nicht angenehm gewesen wäre; im Gegenteil, wir waren so frei und ungehindert, wie es nur sein kann, und hatten auch bis Port Elisabeth fast täglich vier heilige Messen; ferner eine liebe Reisegesellschaft, gute Bedienung, und, da ich auch nicht seekrank war, konnte ich die frische Seeluft in vollen Zügen genießen — aber wir waren nicht am Ziel.

In Beira ist ein Kloster der Franziskanerinnen, Missionärinnen Mariens. Sie hatten vom Hochwürdigsten Herrn Bischof Mitteilung von unserer Ankunft erhalten und ließen uns durch zwei Boys am Hafen abholen. Wir wurden so liebevoll in ihrem Kloster aufgenommen. Die lieben Schwestern haben zwei Schulen: eine für ungefähr 60 Negerkinder, die immer im Hause sind, und für weiße Kinder aus der Stadt, die in zwei portugiesische und zwei englische Klassen verteilt sind. Im



Kloster und Kapelle unserer Schwestern in Mariannhill (Natal).

trauten Kapellchen der Schwestern ist jeden Nachmittag von 4 bis $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten. — Wir sind jetzt im Land der Palmen und haben wohl den ganzen Tag eine Hitze von 20° Cels.

Nun noch ein paar Worte über Beira selbst. Die Stadt ist nicht gepflastert. In allen Straßen wadet man sozusagen tief durch den Sand. Die Gärten haben kein Gemüse, sondern meist nur Ziersträucher, die jetzt in voller Blüte sind. Der feine Akazienbaum ist mit roten und blauen Blumen übersät; die Affenbrotstaude mit schwarzen Schoten behangen, während an den hohen Kokospalmen die Nüsse im Reifen sind. Durch die sandigen Straßen sind zwei oder drei schmalspurige Geleise gelegt. Auf diesen werden die Trolen „Wagen“ gezogen. Diese bestehen aus einer zwei- oder dreisitzigen Bank, vorne mit einem Brett, worauf man die Füße setzt. Über der Bank, welche auf vier Rädern steht, ist ein zusammenklappbares Schuttdach gezogen. Hinten an der Trolle ist eine Querstange; dort fassen zwei Neger an und schieben sie auf den glatten Schienen. Sie laufen damit, daß man glaubt, man säße in der Elektrischen.

Schwester M. Gerardis.



Bericht aus Mgeta.

(Aus einem Briefe von Schwester Ancilla vom 11. April 1925.)

Wer sich morgens um 9 Uhr in Daresalaam in die afrikanische Eisenbahn setzt, der kommt, wenn alles gut geht, abends gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr zur Bahnstation Morogoro. Dort steigt man aus und nimmt Nachtquartier, denn ich möchte es keinem anraten, nach 6 Uhr abends (wo hier die Nacht ziemlich plötzlich beginnt, ohne vorhergehende Dämmerung) sich ohne Licht und Begleitung nach draußen zu wagen. Sobald es nämlich dunkel wird, beginnen die Herren Löwen und Leoparden ihre Spaziergänge und mancher arme Schwarze, den die Nacht überraschte, hat schon eine solche Begegnung mit seinem Leben bezahlen müssen. Am anderen Morgen geht die Reise weiter. Aber wie? Per Auto? Per Postwagen oder dergleichen? O nein, — wir sind in Afrika und da geht man hübsch zu Fuß oder man muß sich tragen lassen. Der Weg führt durch Kautschukplantagen, Negerdörfer, Felder und Flüsse. Brücken gibt es in Afrika nur sehr wenige, und auf der Strecke von Morogoro nach Mgeta keine. Da heißt es eben, durch die Flüsse waten oder von einem Stein auf den anderen springen, bis das andere Ufer erreicht ist. Nach einer Wanderung von 9 bis 10 Stunden ist der Mgeta erreicht, ein Gebirgsbach, an dessen jenseitigem Ufer die Mission liegt. Brausend und schäumend bahnt er sich

den Weg zwischen den verschiedenartigen uns umringenden Bergen, um in der Regenzeit zu einem mächtigen Flusse anzuschwellen. Nachdem der Mgeta durchschritten, steigen wir einen ziemlich steilen Berg hinan, auf dessen flacher Höhe die arme, aus ungebrannten Ziegeln erbaute Missionskirche und die Wohnung der Hochwürdigen Patres liegt. Links am Bergabhang liegt das Schwesternhaus und die Küche. Mgeta, nach dem Fluß so genannt, war ehemals eine schöne, blühende Missionsstation, die mehrere 1000 Christen zählte. Aber dann kam der Weltkrieg, der überall so viele Ruinen geschaffen, und machte auch hier das mit so viel Mühe und Schweiß gebaute Missionswerk zunichte. Der Akida von Mgeta (Akida ist ein Oberhäuptling, der 16 bis 20 andere Häuptlinge unter sich hat und von der Regierung angestellt ist), ein echter Jünger Mohameds und Christenhasser, Mohamadi mit Namen, achtete den politischen Umschwung (Abzug der Deutschen) für den günstigsten Augenblick, um auch der Mission, die ihm ein Dorn im Auge war, den Krieg zu erklären. Er brachte bald einige abgestandene Christen auf seine Seite, und nun wurde um die Wette gelogen, um die Missionare bei der neuen Regierung in Verdacht zu bringen. Der eine wußte zu erzählen, der Pater habe Munition und Gewehre versteckt; der andere, es seien Wertsachen aus dem Lager der Deutschen auf der Mission verborgen, und ein dritter wollte wissen, daß man ein halbes Hundert Lasten Tuch aus dem Militärlager auf der Mission habe, die zum Teil schon verteilt seien. Eine Hausfuchung folgte der anderen, aber immer meinten die Islamieten noch nicht genug getan zu haben. Als sie nichts fanden, was irgendwie verdächtig war, wurde die Wäsche und selbst das vorrätige Petroleum mitgenommen. Treue Christen wurden mißhandelt und geknebelt, um sie zu falschen Aussagen gegen die Mission zu zwingen. Mohamadi nahm sich dann noch ein christliches Mädchen von den angesehensten zum Weibe und diese sollte zur Rechtfertigung ihrer unerlaubten Verbindung sagen, sie sei zur Taufe gezwungen worden. Dann gab dieser abgefäimte Christenhasser den Befehl, alle Mütter sollten zu ihm kommen und beteuern, die Kinder seien gegen ihren Willen getauft worden. Das Sprichwort: „Es ist kein Ding so dumm, es findet doch sein Publikum“, bewahrheitete sich auch hier. Die Hezer hatten anfangs auch Erfolg. Die beiden Patres wurden von der neuen Regierung abgeführt. Das war ein schwerer Schlag und noch jetzt kommen unserer guten Schwester Gerolda die Tränen, wenn sie erzählt, wie die letzte heilige Messe gelesen wurde und dann der Tabernakel offen und leer stand. Wie man den Hochwürdigen Missionar Pater Vogel zwischen vier schwarzen Soldaten abführte und die verwaisten Schwestern und Christen sich am Wege, wo der traurige Zug vorüberkam,

hinknieten, um noch einmal den Segen des Priesters zu empfangen. Mohamadi hatte sein Ziel erreicht, er hatte den Hirten vertrieben, und nun wurde es ihm leicht, die armen Neuchristen, die

Migela — Kirche und Wohnung der hochwürdigen Herrn Patres.



er als weltlicher Machthaber drangsalieren und einschüchtern konnte, zu zerstreuen. Die Hölle schien zu triumphieren und überall sagten die Islamieten spöttisch zu den armen Christen: „Seht ihr, die Mission ist tot!“ Anfangs kamen die Leute noch

zur Kirche, weil aber kein Priester da war, wurde ihre Zahl immer geringer. Die Eltern und viele Verwandten der meisten Christen sind noch Heiden, und es hält sehr schwer, die alten Leute von ihren Sitten, besonders von der Vielweiberei abzubringen. So verloren sich allmählich viele wieder im alten Heidentum oder, was noch schlimmer war, sie ließen sich bereden und traten zum Islam über. Blutenden Herzens sahen die Schwestern dem traurigen Spiele Mohamadis und seiner Helfer zu und suchten noch zu halten, was eben zu halten war.

Als nach ca. 3 Monaten der jehige Superior, Hochwürdige Herr Pater Gemberle, hierher kam, fand er Sonntags kaum 100 Andächtige in der Kirche; früher waren es 2000 gewesen. Nun kam für die Mission ein neuer Schlag, als es im Juni 1920 hieß: die Schwestern müssen fort. Eben war die Mission im Begriff, die Schulen, 20 an der Zahl, die durch den Umsturz alle geschlossen und teils von den Soldaten abgebrochen und einfach als Brennholz benützt worden waren, wieder aufzurichten, als diese Hiobspost eintraf. Nun war der Hochwürdige Herr Pater Superior wieder allein, nachdem er sich eben von einer schweren Krankheit, in der er mehrere Monate zwischen Leben und Tod schwebte, erholt hatte. Die Feinde der Mission triumphierten: „Seht ihr's, glaubt ihr's bald, die Mission ist tot.“ Doch der liebe Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken; und was der seeleneifrige Pater Vogel, der unterdessen in der Verbannung gestorben war, vor seiner Abführung von Mgeta ins Tagebuch schrieb: „Auf die Karwoche folgt der Auferstehungstag!“, das schien sich nun auch langsam zu bewahrheiten. Die Kunde, daß neue Kräfte von Europa angekommen seien, verfehlte ihren Eindruck auf die Eingeborenen nicht, und als dann gar noch ein zweiter Priester 1923 nach Mgeta kam und selbst der allen längst bekannte ehrwürdige Bruder Wendelin zurückkehrte, da schwiegen beschämt die bösen Verleumder und die Treugebliebenen jubelten fröhlich auf. Die Hand des Herrn erreichte auch den bösen Mohamadi, indem das Amt des Akida ihm genommen und an seine Stelle der Jumbe (Häuptling) Martin gesetzt wurde, ein braver Christ, der jetzt noch Akida hier ist und überall für die Mission eintritt.

Langsam kommen die armen Abgefallenen nun zur Kirche zurück und Ostern 1924 schworen feierlich vor den versammelten Gläubigen zwei dem Islam ab und versöhnten sich wieder mit ihrem Gott. Seitdem folgten schon mehrere und viele, viele, die zwar nicht öffentlich dem Christentum entsagt, aber doch alle Christenpflichten vernachlässigt hatten, melden sich nach acht, neun Jahren wieder zur heiligen Beichte. Nun hat der liebe Gott auch uns Schwestern die Gnade gegeben, wieder in unser altes Arbeitsfeld eintreten zu dürfen; wir schätzen uns überaus glücklich, den Missionaren beim Aufbau der Ruinen hilfreiche Hand leisten zu können.

Überaus herzlich und freudig war der Empfang von Seiten der Hochwürdigen Herren Missionare und der Schwarzen, die froh sind, ihre Mamas, wie sie die Schwestern nennen, wieder zu haben. Und wie glücklich sind wir, endlich bei den armen Schwarzen zu sein, die man mit jedem Tag lieber gewinnt. Die Rückkehr der Schwestern öffnet den Leuten immer mehr die Augen, daß die Mission nicht tot ist, sondern zu neuem, frischem Leben erblüht. Augenblicklich sind wieder 26 Schulen in voller Blüte und die Kirche füllt sich immer mehr. Ein wahrer Hochgenuß ist es immer für mich, wenn ich Freitags und Samstags die Beichtstühle umlagert und Sonntags so viele zur heiligen Kommunion gehen sehe. Am Ostertage d. J. waren es ca. 700, die sich dem Tische des Herrn naheten. Soll man sich da nicht freuen? Aber es braucht noch viel, viel Gebet und Opfer, bis auch den anderen armen Sündern, die noch nicht den Mut haben zurückzukehren, diese Gnade erfleht ist. Und erst die armen Heiden, die den lieben Gott noch gar nicht kennen! Ach, es wohnen so viele rund um uns. Sie sind der Mission garnicht abgeneigt und lieben uns Schwestern sehr; aber es fällt ihnen zu schwer, von ihren alten heidnischen Gebräuchen zu lassen. Neulich fragte ich einen Mann, der ganz vertraulich mit dem Kindchen auf dem Arm zu mir kam: „Aber Vater, du bist noch Heide? Willst du denn nicht auch Christ werden?“ „Ach, Mama,“ sagte er, „ich kann nicht mehr alles lernen. Meine Kinder sind alle getauft und mich wird die Mama taufen, wenn ich sterbe!“ Ja, sorglos ist der Neger, aber im letzten Augenblick möchte er sich doch noch den Himmel sichern. Manchen gelingt's ja, aber nicht allen.



Regina.

Eines Morgens, da ich eben die Missionsstation verlassen hatte, um meine lieben Kranken zu besuchen, kam ein Neger in schnellen Schritten mir entgegen und sagte in abgerissenen Worten: „Komm, Mama, komm schnell zu meiner kranken Tochter. Die Zauberer haben alle ihre Künste versucht und jeden Zauberspruch über sie ausgesprochen. Alles umsonst; — mehrere Ziegen haben mich diese Doktoren gekostet, aber anstatt der Kranken eine Erleichterung zu verschaffen, haben sie dieselbe im Gegenteil nun fast bis zum Tode kuriert.“ Der Vater war wohl über den Verlust seiner Tochter, aber mehr noch wegen des bereits empfangenen Heiratspreises sichtlich bestürzt und sagte offen heraus: „Bedenke doch Mama, welch ein Schaden! Für ihre

Mutter mußte ich einst einen Ochsen, zwei Schafe und Ziegen geben, und nun soll ich dazu das Mädchen unnütz bis jetzt genährt und gekleidet haben. Wo bleibt dann das Bier, der Honig und die Butter und das lebende Heiratsvieh, wenn sie sterben muß?“ „Ja, guter Freund“, antwortete ich, „nur der liebe Gott kann den Menschen Leben und Tod senden,“ und ich ging mit ihm in seine abgelegene Hütte, mitten im Urwalde. Ich staunte, daß sie für die kranke Tochter ein eigenes Zelt auf vier Pfälen mit einem Blätterdach gemacht hatten, das der Kranken wieder zur Erlangung der Gesundheit verhelfen sollte; die harte Erde diente als Ruhelager. Ein Zauberer mit grinselnder Miene saß noch gerade neben der Kranken; als er mich kommen sah, fing er an, seine mit Perlen und Amuletten verzierten Kürbisflaschen in seine Felltasche einzupacken. Alles noch ranzig und die kohlschwarzen Pulver waren auf des Mädchens Haut dick aufgestreut. Hie und da war wieder ein gelbgetupfter Punkt, dann rot und weiße Striche dazwischen. „Ondoka hapa (mache dich fort hier)“, sagte ich streng, „wir beide passen nicht zusammen!“ Sofort machte er sich aus dem Staube. In tiefer Betrübniß setzte ich mich zu dem Mädchen. Im ersten Moment sah ich, daß das junge Leben nicht mehr zu retten war. Der blutleere Körper war dick angeschwollen; die Arme litt große Schmerzen. Ihr einziges Verlangen war wieder gesund zu werden, denn sie zählte erst 16 Jahre. Nachdem sie mir ihre Not geklagt hatte, legte sie erschöpft ihr müdes Haupt in meinen Schoß. Inzwischen bemerkte ich, daß sie krampfhaft einen Knollen roter Erde zum Essen in der Hand hielt. Somit wußte ich gleich Bescheid von ihrer Krankheit; denn das Symptom der mit Zafara Behafteten, reizt die Kranken, trotz allen Erwehrens, Erde und Ziegelsteine zu essen. „Armes Kind, du wirst nun bald dieses Leben verlieren, aber wir Menschen haben ein doppeltes Leben, das seelische und das leibliche. Die Seele kommt, wenn du ohne die Taufe stirbst, in die Hölle, und dort ist schreckliches Feuer!“ Noch ehe ich das Wort Feuer ganz ausgesprochen hatte, fiel sie freudig ein: „Was Feuer ist dort? O ja, das ist schön! Da möchte ich hin; denn ich habe immer so kalt. Immerwährend Feuer; ee, ee (ja) ja — das liebe ich,“ und ihre Augen leuchteten vor Freude und Hoffnung auf den zu erwarteten Besitz. — „Kind ich will dir das Feuer erklären“, entgegnete ich, nachdem ich einen Seufzer zum Heiland sandte, der aus Liebe zur menschlichen Seele den Schoß des himmlischen Vaters verließ und drei Stunden angenagelt am Kreuze hing, bis der letzte Tropfen kostbaren Blutes für sie vergossen war. Dann schilderte ich ihr das Höllenfeuer in solch abschreckenden Worten, daß sie bald großes Entsetzen darüber äußerte und nur mehr nach dem Himmel verlangte. Nun fing ich an, sie zur heiligen Taufe vorzubereiten, und da bei dieser Krankheit

der Tod ganz allmählich kommt, blieb mir Zeit, es eingehender zu tun. Drei Tage hintereinander konnte ich die Kranke besuchen. Am vierten Tag morgens lag sie plötzlich vor meiner Tür; der Vater stand in der Nähe. Als ich ganz verwundert aufschaute, kam er näher und sagte: „Ich habe nun der Sorge genug; — denn ich sehe, daß meine Tochter auch von deiner Kunst nicht gesund wird! Nimm sie jetzt, sie gehört dir, Mama; ich muß gehen und das Geld verdienen, daß ich ihrem Bräutigam wieder zurückzahlen kann, was ich von ihm für mein Mädchen erhielt und schon verspeist habe.“ Nach diesen Worten war er verschwunden. Das war ja Wasser auf meine Mühle, denn jetzt konnte ich dem Kinde wenigstens mehr Hilfe zukommen lassen und dasselbe ungestörter unterrichten. Ich erzählte der Kranken immer mehr, auch von der lieben Gottesmutter, welche immer ihre Mutter sein wird, worüber sie sich sehr freute; ferner vom lieben heiligen Schutzengel, der sie bald holen werde. Ein Schutzengelbildchen, daß ich ihr geschenkt hatte, wollte sie nicht mehr aus der Hand lassen. Zeigte ich ihr mein Brustkreuz, so gab sie mit rührenden Worten ihr Mitleid mit dem armen Jesus zu erkennen, dessen Hände und Füße mit so dicken Nägeln durchbort seien. „Alles dieses litt der Heiland für dich, mein Kind,“ sagte ich. „Was für mich?“ entgegnete sie ernst, „ich habe doch damals noch nicht gelebt, nein, nicht für mich.“ Bald verstand sie auch das Leiden des Heilandes besser und zuletzt meinte sie: „Nun wenn mein Schöpfer sich so für mich geopfert hat, kann auch ich mein junges Leben für ihn lassen.“ Einige Stunden nach der heiligen Taufe starb sie in meinen Armen, und ich wußte, daß wieder ein Engel Gottes Lob und Erbarmungen in Ewigkeit besingen werde.

Sofort ließ ich ihren Vater benachrichtigen. Er kam sehr aufgeregt: „Du brauchst dir keine Mühe machen, diesen Leichnam zu beerdigen; denn unserer Sitte gemäß, sind solche Menschen, welche keine Nachkommen hinterlassen, — zum Fraße der Hyänen bestimmt.“ „Du hast mir dein Kind gegeben“, antwortete ich, „und ich ehre mein Kind, wenn es auch tot ist.“ Grenzenlos war indes das Erstaunen des Vaters und der Heiden, als sie im Kinderlokal, die neugetaufte Regina auf einem Bette liegend, zwischen frischen Blumen und Palmen, mit einem jungfräulichen Kranz auf dem Kraushaar, aufgebahrt sahen, in der Hand ihr Schutzengelbild. Da schmolz das Eis des Hasses gegen die katholische Religion, und bei manchem erwachte das Verlangen, auch ein Kind der heiligen Kirche zu werden, die selbst ihre Toten so ehrt.

Schwester Juliana.

8

Schwester M. Ignatia † aus Mariannahill.

Bei einem Ritt von Maria-Zell nach Marialinden stürzte Schwester Ignatia vom Pferd und brach das rechte Bein. Wochenlang hütete sie in Marialinden das Bett, immer auf Besserung hoffend. Wie sie uns, vom Krankenlager aus, schrieb, sollte sie am 16. Januar per Ochsenwagen nach Maria-Zell zurückgebracht werden. Dort widmete man ihr alle erdenkliche Sorgfalt und Pflege. Sie hoffte soweit hergestellt zu werden, das sie zu Schulbeginn in Mariannahill werde sein können.

Tatsächlich traf sie am 29. Januar mit Schwester Generosa hier ein, aber, welch ein Bild — auf zwei Krücken gestützt, konnte sie sich nur mühsam fortbewegen. Der sogleich gerufene Arzt verordnete die Überbringung ins Sanatorium nach Durban, damit sie mittelst der „Ex rays“ gründlich untersucht würde. So verließ sie uns schon wieder am 31. Januar. Alles war gespannt auf nähere Nachrichten, welche nicht lange auf sich warten ließen. Nachmittags meldete der Telephon: Schwester Ignatia muß sich einer schweren Operation unterziehen und zwei bis drei Monate liegen. Dann wurde noch gesagt, es könne noch sechs Monate dauern, ehe sie wieder ganz gut werde.

Am 2. Februar fuhr Mutter Hilaria nach Durban zum Sanatorium, sie zu besuchen. Abends traf Schwester Aemiliana hier ein. Die Operation fand am folgenden Tage statt. Während der Dauer derselben waren immer Schwestern vor dem Allerheiligsten, welche um glückliches Gelingen beteten. Abends um 5 Uhr konnte man noch nichts bestimmtes erfragen. Aber bald hernach traf ein Telegramm ein: „All well!“

Am 5. Februar besuchte Mutter Hilaria mit Schwester Aemiliana die Kranke, ebenso empfing sie an diesem Tage den Besuch des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, bevor er sich einschiffte. Seither war ihr Zustand befriedigend und so oft man sie besuchte, fand man sie stets ergeben, ja heiter, und keine Klage kam über ihre Lippen, trotzdem sie sich in höchst unbequemer Lage stille halten mußte. Währenddem in Mariannahill der kranke Fuß bereits 5 Zentimeter kürzer war als der andere, hatte der Arzt es im Sanatorium soweit gebracht, daß der Unterschied nur mehr $1\frac{1}{2}$ Zentimeter betrug. Die Genesung machte überhaupt so gute Fortschritte, daß, wie man sagte, der sie behandelnde Arzt beinahe stolz auf seine Patientin wurde.

Niemand aus uns dachte demnach noch an eine Wendung. Doch dieselbe kam unerwartet schnell am 9. März, mittags gegen 11 Uhr. Ein Telegramm meldete, daß der Zustand von Schwester Ignatia sich plötzlich verschlimmert habe; wir mußten jeden Augenblick aufs Äußerste gefaßt sein. Ehe Mutter Vikarin sich reisefertig machen konnte, kam schon eine zweite Meldung, daß sie bereits verschieden sei. Von unserm Arzt, dem sich ehrw. Br. Geretin anschloß, wurde die Leiche gleich per Auto vom Sanatorium hierher geholt. Es war gegen 4 Uhr nachmittags, als sie am Konvent angefahren kamen. Der Sarg wurde in eines unserer Krankenzimmer gebracht und vom Arzt sogleich geöffnet. Da sahen wir nun die vor kurzer Zeit noch so blühende, lebensfrohe und gesunde Schwester als kalte, bleiche Leiche wieder. Schön zwischen Blumen gebettet, lag sie so friedlich da, als wollte sie sagen: „Wie froh bin ich, daß ich's überstanden habe!“

Nach Aussage des Arztes hatte gestocktes, zum Herzen gedrungenes Blut das rasche Ende herbeigeführt. Unsere liebe Schwester Aemiliana, ihre leibliche Schwester, wurde telegraphisch nach Mariannahill gerufen und kam am 10. März gegen 3 Uhr hier an. Wir alle bemitleideten sie ob des tiefen Schmerzes bei diesem Wiedersehen und Verlust. Abends 5 Uhr war die Beerdigung. — Ein schönes Zeugnis der aufrichtigen Liebe, welche unsere gute Schwester Ignatia unter den Schwestern genos, legten die heißen, um sie vergossenen Tränen ab. Ihr Tod hat eine empfindliche Lücke gerissen. Doch was bleibt uns besseres und verdienstlicheres zu tun übrig, als nach dem Beispiel des frommen Job zu

prechen: „Du, o Herr, hast sie uns gegeben, du hast sie uns wieder genommen, dein heiligster Wille sei gepriesen!“

Wollen wir besonders eifrig für unsere teure Mitschwester beten, damit sie recht, recht bald mit dem himmlischen Bräutigam in der ewigen Glorie vereint werde. R. I. P.

Herr, wer kennet deine Wege,
Wer kann deinen Ratsschluß seh'n?
Eitel ist der Menschen Pflege.
Blumen welken und vergeh'n.
Aus des Lebens Blütezeit
Riebst du sie zur Ewigkeit.

Die du riefest, Vater, führe
Zu der Auserwählten Schar,
Die in ewig reiner Zierde
Folgt dem Lamm immerdar;
Daß sie zu der Harfe Klang
Ewig sing den Preisgesang.

Uns, o Vater, laß auf Erden
Stets zum Tod bereitet sein,
Und wenn wir gerufen werden
Nach dem heiligen Willen dein,
Daß uns in den sel'gen Höhn
Alle bei dir wieder sehn.



Brief aus Boroma, Mozambique.

(Schluß.)

Aber die Gefahr mit den wilden Tieren ist zu groß. Die Tiger kommen bis in den Hühnerhof und die Leoparden sogar in die Küche. Löwen, Tiger und Hyänen fallen oft die Kinderherde an. Die Schwarzen wagen es vor lauter Angst nicht mehr, am Abend noch vor die Türe zu gehen.

Gesundheitlich geht es uns soweit gut. Schwester Virginia leidet ja sehr unter der Hitze, aber sie hält sich stets tapfer. Ich kann alle 8 bis 14 Tage mit Fieber rechnen, doch geht es immer wieder vorüber. Wir sind ja so glücklich, daß wir in Afrika sind. Alles aus Liebe zu Gott für die Seelen!

„Treu bis zum Tod' durch Sturm und Sonnenglut,
Herr gib mir Kraft und frohen Schaffensmut,
Daß ich in deinem Dienste harre aus
Und Ehre mache meinem Mutterhaus.“

Das singen wir oft zusammen und wir freuen uns schon, wenn die Schwestern bald kommen. — Vielleicht bringen sie auch Kochtöpfe, denn hier ist alles nur mehr Stückwerk. Aus den letzten Exerzitien von Heilig Blut ist mir das Wort unvergeßlich: „Die heilige Armut ist die Poesie des Ordenslebens.“ Wie vieles mangelt uns hier! Aber statt zu klagen, sagen wir dann fröhlich: „Ach ja, die heilige Armut ist die Poesie.“ Wir beide haben ja den lieben Heiland hier so ganz allein für uns, und wie arm ist er! — In seiner und Mariens Liebe verbleibe ich in dankbarer Liebe

Ihre Schwester Lebuina.

Caritasblüten

Nr. 3

1925

Die Stimme Gottes.

(Dr. theol. Georg Hütten, Dechant.)

Zwei der talentvollsten und bravsten Kinder, die ich in der Mädchenschule kennengelernt habe, waren A. und E. Zugleich waren beide ganz besonders munter und lebhaft. Zur heiligen Kommunion geführt, kam A bald fort zu ihrem Onkel, der ihr eine weitere Ausbildung geben ließ, und bei dem sie, die elternlos war, wie ein Kind im Hause gehalten wurde. E. äußerte gleich ihren Wunsch, in einen Orden einzutreten und sich dem Lehrfache zu widmen. Ihre Eltern hielten sie erst davon zurück. Als ich aber von ihrem wirklichen Berufe mich überzeugt hatte und dieses den Eltern vorstellte, gaben dieselben gerne ihre Zustimmung zum Eintritt in eine Schwesterngenossenschaft. Bei ihren ausgezeichneten Anlagen hatte sie das Staatsexamen als Lehrerin für Volksschulen und für höhere Schulen bald mit Glanz bestanden, wirkte dann mit großem Eifer an verschiedenen Plätzen in ihrem Berufe, mußte als Opfer kirchenfeindlicher Schulgesetze über den Ozean ziehen und starb nicht lange darauf in Amerika an einem hitzigen Fieber, während sie gerade mit der Errichtung eines neuen Pensionates und einer Schule beschäftigt war.

A. kam jährlich zum Besuche zu uns herüber. Als wir bei der Gelegenheit uns eines Abends (am zweiten Ostertage) in dem Hause ihres Vetzters trafen, äußerte sie sich in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit folgendermaßen: „Aber, daß die E. ins Kloster gegangen ist, Herr . . ., kann ich bis zum heutigen Tage nicht begreifen; sie war doch ebenso munter und ausgelassen, wie ich.“

„Das ist wahr,“ antwortete ich, „aber wenn der liebe Gott Dich ruft, so sagst Du auch nicht nein.“

„Was? Ich ins Kloster?“ ruft sie aus, „das wäre doch! . . .“

„Es hängt bloß davon ab,“ bemerkte ich ihr, „ob der liebe Gott Dich haben will.“ Damit hatte das Gespräch sein Bewenden.

Im nächsten Jahre kommt A. ganz unerwartet in mein Haus, und das erste, was sie sagt, ist: „Nun sollen Sie nicht raten, was ich will!“

„Das mag der liebe Gott wissen,“ antwortete ich ihr.

„Ich will ins Kloster!“ ruft sie mit einer Bestimmtheit, die mich in Staunen setzte. Und wie kam sie zu diesem Schritte? Als sie sich nach unserer eben erzählten Zusammenkunft abends zur Ruhe begibt, drängt sich ihr die Frage auf: „Sollte der liebe Gott mich auch wohl rufen?“ Dieselbe Frage war am anderen Morgen beim Erwachen ihr erster Gedanke. Sie reißt ab, und die Frage verfolgt sie unaufhörlich, so daß sie trotz aller Versuche den Gedanken nicht los werden kann. Auf Anraten ihres Beichtvaters betet sie um die Gnade, ihren Beruf zu erkennen, wird sich klar darüber und säumt nicht, dem Rufe Gottes zu folgen. Sie wurde bald eine barmherzige Schwester, hat viel zur Ehre Gottes und für die leidende Menschheit gewirkt und ist bereits abberufen, um ihre Krone zu empfangen und mit ihrer Jugendfreundin E. bei ihrem himmlischen Bräutigam ein seliges Wiedersehen zu feiern.

(Aus dem Seelsorgeleben.)



Unsere Schwester Aquilina

teilt uns unter dem 9. Februar 1925 folgendes aus
Monte Casino (Rhodesia) mit:

Dieses Jahr haben wir außergewöhnlich viel Regen und so können wir die Außenschulen gar nicht besuchen. Da nun vorige Woche keine arg großen Güsse waren, dachten wir, es sei möglich „Sankt Eudger“, eine Schule, 25 Meilen von hier entfernt, zu besuchen, wo mehrere in wilder Ehe, Christen mit heidnischen Weibern, leben, auch sind dort mehrere Christenkinder, welche von ihren Eltern nicht zur Schule geschickt werden. Da nun Rev. Pater Superior letzte Zeit an Gicht litt, wurde beschlossen, daß ich am Freitag mittag nach der Schulzeit gehen solle. Rev. Pater Superior wollte Samstag mit dem Pferd nachkommen, um Sonntagsgottesdienst zu halten und darnach wollten wir gleich wieder heim. Ich fuhr am Freitag, den 6. Februar, von hier fort, aber sicher zum Glück war der Macheka-Fluß zu voll, und kehrten wir, erst eine Viertelstunde vom Haus entfernt, wieder zurück. Samstag früh schickte ich ein paar Buben zum Schauen, wie der Fluß sei, und erhielt die Nachricht, daß er sehr leicht zu durchreiten sei. Da nun der Macheka-Fluß das meiste Wasser von allen Flüssen hat, die wir passieren mußten, fürchteten wir keine Gefahr, und schon gegen 7 Uhr war ich auf dem Wagen. Rev. Pater Superior wartete noch, da er zum Reiten einen kürzeren Weg hatte. Ich hatte einen sehr tüchtigen Treiber, der schon 15 Jahre mit den

Schwestern hinausgeht und jeden Weg und Steg kennt. Somit fuhr ich ruhig davon, hatte ich doch noch von beiden hochwürdigen Priestern den heiligen Segen bekommen. Doch ein gewisses Etwas fühlte ich immer, und ich fragte Oswald ein paar Mal: „Meinst du, wir können über die Flüsse?“ Er meinte es bestimmt. Also warum zimperlich sein! — Ich nahm meinen Rosenkranz, und nachdem ich einen still gebetet, beteten wir gemeinschaftlich noch einen laut um Gottes Segen.

Der Machela-Fluß war nicht sehr hoch und wir kamen



Am 4. August reissen Schw. Euphrasina, Schw. Justina, Schw. Adolfa und Schw. Ewaldine nach Princeton, N.-Jersey, Nord-Amerika, um mit den bereits dort weilenden Schwestern M. Altha und M. Basilia auf unserer ersten Niederlassung ihre Tätigkeit zu beginnen.

leicht durch. Nun ging es weiter bis zu einem Fluß, genannt „Nyamakaire“. Wir stellten die Kiste mit dem Essen zwischen uns auf den Sitz, dann die Messkiste darauf, um wenigstens die Kirchensachen trocken zu halten und nun ging es in Gottes Namen hinein. Das Wasser war zwar sehr tief, so, daß der eine Esel mehr schwamm als ging, doch kamen wir glücklich durch. Nachdem wir eine Strecke gefahren, war uns die Kiste im Weg und wir stellten sie rückwärts. Die Kiste mit den Messsachen behielt ich bei mir. Gerade waren wir wieder ein Stückchen gefahren, als Rev. Pater Superior mit dem Pferd

kam. „Bob“, der rote Esel, gab es durch freudiges Wiehern zu erkennen, bevor wir die Ankömmlinge gesehen. Mit „Gott sei Dank, daß Ihr glücklich durch seid“, war er auch schon vorbei und nun hielten die Esel festen Schritt und ließen sich nicht zurückhalten. Nach etwa drei Viertelstunden kamen wir zu einem kleinen Fluß „Chinatso“. Ohne jede Schwierigkeit waren wir bald durch.

Nun war nur noch ein Fluß zu passieren, „Nyamgomboro“, und die Schule war erreicht. Als wir hinkamen, meinte Oswald: „Es ist zu viel Wasser, wir kommen nicht durch.“ Rev. Pater Superior ritt mit dem Pferd hinein und kam leicht hinüber. Doch Oswald hatte Angst und meinte: „Frage Pater Superior, was ich tun soll.“ Ich sprach mit Sr. Hochwürden und er meinte, das Wasser ist nicht so tief wie im „Nyamataira“. „Die einzige Gefahr ist, daß das Ufer steiler ist. Doch, da Ihr sonst nirgendwo durchkommt, versucht es.“ — — Also hinein. Wir kamen glücklich bis zum anderen Ufer, obwohl mir das Wasser bis unter die Arme ging. Doch hinaus konnten wir nicht. Bob, der rote Esel, fing an zu scheuen und stand kerzengerade vor dem Wagen. Mit Gottes Hilfe gelang es Oswald, sie herum zu kriegen und obwohl Eselkiste, Decken usw. mit dem Fluß davontrieben, kamen wir glücklich wieder heraus. Rev. Pater Superior meinte: „Ich bin drüben, ich könnte nach St. Ludger gehen.“ Doch ich hatte eine so bange Ahnung; auch hatte Hochwürden kaum noch einen trockenen Faden am Leibe. Auch alles Essen war verdorben, und so bat ich Se. Hochwürden, doch mit uns zurückzugehen; ich hatte wirklich Angst. Ein paar Minuten gönnten wir den Eseln Rast und nun fuhren wir heim zu. Es war gerade 12 Uhr. Wir beteten Angelus und noch manchen Stoßseufzer. Mir wurde so eigen und bekümmert zu Mute. Ich sagte zu Rev. Pater Superior: „Ich hab' nur einen Wunsch, wären wir doch in Monte Casino zurück!“ Doch Hochwürden schien sehr ruhig und ohne alle Furcht. Wir hatten ja auch nur dieselben Flüsse zu passieren, durch die wir morgens glücklich durchgekommen waren.

Wir kamen zum Chinatso und fanden weniger Wasser als morgens. Ich redete mir ein, der Nyamataira wird auch weniger Wasser haben. Doch das bange Gefühl verließ mich nicht. Ich war aber vollkommen ruhig und bereitete mich auf den Tod vor. Es mag gegen 1 Uhr gewesen sein, als wir ankamen. Augenscheinlich war der Wasserstand der gleiche. Da uns im Nyangamboro die Kisten davongeschwommen waren, stellten wir sie wieder auf den Sitz und ich schlug den Regenmantel um, um so leichter die Messkiste zu schützen. Ich sagte Oswald, sich nur ja um nichts zu kümmern, als um die Esel. Da niemand an Gefahr dachte, gingen, oder besser, fuhren wir ruhig zum Fluß. Rev. Pater Superior voraus, und da sich Bob ab-

solut nicht von ihm trennen ließ, ging's gleich hinter ihm her. Kaum war Hochwürden Pater Superior fünf Schritt im Fluß, als man kein Pferd mehr sah, so tief war das Wasser. Aber, o Unglück! auch wir mit der zweiräderigen Karriage waren im Fluß. Zurück ging es nicht mehr und beim zweiten Schritt waren die Esel unter Wasser verschwunden. Während der schwarze Esel ruhig blieb, bäumte sich Bob wieder hoch auf, um dann mit aller Wut hineinzufahren.

Oswald hatte alle Gewalt über ihn verloren und wollte sich umdrehen. Ohne zu wissen wie, waren Oswald und ich vom Wasser aus dem Wagen gehoben und lagen im Fluß. In meiner ersten Unbedachtsamkeit klammerte ich mich an Oswald. Doch er bedeutete mir: „Schwester, so sterben wir, denn dann kann ich nicht schwimmen.“ Mit der Gnade Gottes war ich aber so ruhig und ergeben, daß ich ihn nur bei der Hand hielt. Eine Zeit war ich schon unter Wasser und schluckte auch ziemlich viel. Doch kam ich wieder mit dem Kopf heraus und ob schon halb erschöpft, sah ich Vater Superior, wie einen Geist so blaß, am Ufer, wie er sich ins Wasser warf. Noch furchtbare fünf Minuten und wir reichten uns die Hände. Durch meine schweren Kleider und in folgedessen mein Ziehen kam Hochwürden ganz unter Wasser, obschon er ein guter Schwimmer ist. Oswald, der jetzt frei war, raffte alle Kräfte zusammen zum Schwimmen. Da — noch eine starke Wasserströmung — und ich war beinahe wieder ganz unter Wasser. Ich dachte zuerst an liebe Schwester Oberin, was wird sie sagen? Drei Leichen! Wann werden sie es in Monte Casino erfahren? Die Sekunden wurden zu Stunden — endlich — kamen wir dem Ufer näher. Könnte nur Oswald das Gras erfassen! — Ja, endlich, — ich fühle, wie er etwas fester wird, — noch einige Sekunden und er ist heraus, — schnell mich nach sich ziehend und ich Rev. Pater Superior. So kamen wir auf festen Boden. Bleich und zitternd wie Espenlaub standen wir alle sprachlos. Von Eseln und Wagen war keine Spur zu sehen. Da — wer kommt herausgeschwommen? — der schwarze Esel. Aber Bob war tot.

Sicher ein schwerer Schlag für die Mission, da wir selbst noch nicht ganz einen Monat hatten; er kostete uns 25 Dollar. Das einzige, was über Rev. Pater Superiors Lippen kam, war: „Danken wir dem lieben Gott, daß wir noch am Leben sind.“ Alle Sachen, Meß-Sachen, Decken, Eßkiste, alles war verloren. Nachdem der ärgste Schrecken vorüber war, berieten wir, was zu tun sei.

Wir waren noch gut zwei Stunden von zu Hause entfernt und Rev. Pater Superior bot mir sein Reitpferd an, weil ich vor Kälte zitterte. Ich zog vor, zu gehen, da Hochwürden doch schneller reiten konnte als ich. Er wollte große Burschen oder den Ochsenwagen schicken, damit ich über den Macheke-Fluß

komme. Naß, wie ich war, die Kleider trieften ja einfach, fühlte ich keine Müdigkeit und war um 4 Uhr beim Macheke-Fluß. Bald kamen drei starke Burschen von der Schule heran, naß wie eine Maus. Nein, sagte ich, wenn der Fluß so tief ist, werden die Ochsen samt dem Wagen noch fortgeschwemmt, worauf sie antworteten: „Nein, du gehst nicht mit dem Wagen, wir sind direkt durchgeschwommen, wir können Dir schon durchhelfen.“ — In einer Stunde wäre der Fluß nicht mehr zu passieren gewesen, wegen des starken Regens. Nun suchten die Burschen einen Durchgang, überall die Tiefe erst untersuchend, gaben sie sich Weisungen. Oswald war auch dabei und sie stellten sich so auf, daß ich immer von einem zum andern bei der Hand gefaßt werden konnte. — Manchmal wurde ich vom Wasser ganz gehoben und kam bis zu etwa drei oder vier Schritte vom Ufer, wo das Wasser aber eine solche Strömung hatte, daß ich mich zuerst nicht hineinwagte. Wußte ich doch fast ganz bestimmt, daß es mich fortreißen würde. Die Burschen jedoch beteuerten, sie seien doch zu vier, zwei im Wasser und zwei auf festem Boden und könnten mich leicht halten. Also gewagt. — Wie ich mir gedacht, war ich gleich bodenlos. Doch da sich alle helfen konnten, zogen sie mich wie einen Sack heraus. Nun war es noch ein halbes Stündlein bis zum Klösterchen, und wenn ich auch länger brauchte, sah ich doch bald mein liebes Monte Casino.

Rev. Pater Hesse kam mir schon entgegen; dem alten Herrn standen die Tränen in den Augen und er sagte: „Gott sei Dank, daß Sie noch am Leben sind.“ — Die lieben Schwestern kamen auch gleich und hatten mir schon das Bett gerichtet und eine Wärmeflasche hineingetan. Ich brauchte keine lange Zeit, bis ich schön unter dem warmen Bette steckte. Wenn die Nerven im Fluß betäubt waren, so kamen sie jetzt zu voller Besinnung. In kurzen Zwischenpausen wachte ich immer wieder auf und sah die ganze Szene vom Morgen sich erneuern. Es schien mir nur ein Traum zu sein, daß ich zu Hause sei. Ich war froh, als es zum Aufstehen läutete. — Nun ist alles vorüber; ich bin, man möchte sagen, wunderbar ohne weiteren Nachteil davongekommen.

Der liebe Gott scheint die Mission auch zu prüfen: wir werden eine schlechte Ernte haben, die meisten Felder stehen unter Wasser. Doch: Gottes Wille — darum stille!



Der Tag hat seine Mühe; greif zu, sei fest und wach,
 Das Schwerste tu am ersten, leicht folgt das Leichteste nach.
 Hab viel Geduld mit andern, mit dir hab' nie Geduld:
 Die ungetane Arbeit ist unbezahlte Schuld.

f. w. Weber.

Brief aus Kiboscho.

(17. Juni 1925.)

Liebe Ehrwürdige Mutter!

Beinabe fünf Monate sind verflossen, seitdem sich die Klosterpforte des lieben Mutterhauses hinter mir schloß, und ich über den weiten Ozean nach meinem teuren, langersehnten Afrika segelte. O, es waren dies glückliche, goldene Stunden der Fahrt. Nur ein einziges Mal, damals, als Sie, liebe Ehrwürdige Mutter, uns in Rotterdam verließen und als Mutter Bernardine noch freundlich winkte, ja, damals war es mir recht schwer, und ich glaubte mich einsam und verlassen. Doch bald darauf fühlte ich wieder die treusorgende Vaterhand Gottes, und ich erinnerte mich an das schöne Sprüchlein, das Sie uns so oft im Mutterhaus gesagt und ans Herz gelegt haben: „Gott ist mein Vater, und ich bin sein Kind!“

Wie glücklich unsere Ankunft, wie erfreulich unser Empfang hier in unsrer neuen Heimat war, haben Sie, Ehrwürdige Mutter, schon vernommen. Es ist hier so, wie Sie es uns in den Missionsunterricht geschildert haben. Mir fielen gleich Ihre Worte ein, daß wir, wenn wir ankommen, unsere neue, arme Wohnung herzlich begrüßen und sagen sollen: „So, mein lieber Heiland, hier will ich mir den Himmel verdienen!“ Ich war recht glücklich, endlich im Lande meiner Sehnsucht zu sein. Und als wir zum erstenmal den lieben Heiland im Missionskirchlein besuchten, habe ich vor Freude und Glück geweint. O, hier war es so heimisch, hier wehte uns warme, wohlthuende Luft vom Tabernakel entgegen. Hier fanden wir unsern Heiland wieder, den wir im Mutterhaus verlassen, dem wir dort auf „Wiedersehen“ gesagt. Ja, es kam mir vor, als wenn uns hier der Heiland noch näher wäre, als daheim, als wenn jetzt seine schützenden Vaterhände ganz nahe und segnend über uns ausgebreitet wären; es war mir, als wenn er vom Tabernakel aus zu uns spräche: „Fürchtet euch nicht, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt; — fanget nur mutig an, meine Hilfe, meine Gnade, mein Segen werden mit euch sein.“ Und nun, liebe Ehrwürdige Mutter, möchte ich mit keiner Königstochter tauschen. Wir haben hier alles nett sauber gemacht und uns recht einfach eingerichtet. Viel Freude habe ich an der Eingebornensprache und übe mich fleißig, wenn es auch oft noch unrichtig herauskommt. Ich habe hier die Kirche, die Schule und das Nähzimmer zu besorgen, dreimal in der Woche darf ich in die Kraale hinaus. Es gibt hier noch recht viele Heiden, die fern vom Heiland sind. Allen möchte ich ein gutes Beispiel geben und sie durch Gebet und Opfer dem lieben Gott zu-

führen. Noch einmal möchte ich wiederholen, daß ich so glücklich und zufrieden bin und Liebe und Freude an meinem schönen Missionsberuf habe. Indem ich Ihnen, liebe Ehrwürdige Mutter, den lieben Vorgesetzten und meinen lieben Mitschwestern für Ihre Liebe und Gebete herzlich danke, grüße ich Sie durch das kostbarste Blut Jesu und verbleibe Ihre dankbare, gehorsame Schwester M. Evodia, C. P. S.



Vor Pest verschone uns, o Herr!

(Nach einem Bericht der Schwester M. Roselina.)

Das waren böse Tage der Mariannahiller Missionsstation Farvieu, eines Konventes der göttlichen Vorsehung. Draußen ging ein furchtbarer Gast um, von Dorf zu Dorf und Hütte zu Hütte, grub blasse Gruben in die Gesichter der Menschen, jagte ihnen das Fieber in die Glieder und schaufelte um die Wette Löcher in die afrikanische Erde, um dort seine Opfer zu verscharren. Der schreckliche Gast hieß Typhus. Aus jedem Dorf holte er sich seine 10 bis 15 Leutchen, ohne Rücksicht auf junge, frische Scheitel oder alte, verrunzelte graue Köpfe. Das ging ein Vierteljahr so fort. Die Schwestern der göttlichen Vorsehung wachten befend und pflegend. Ein sichtbarer Segen kam über ihr Haus. Denn sieh', die Station blieb von dem zermürbenden Unheil verschont. Als sei die Schwelle mit rettendem Blut bestrichen, ging der Würgengel an diesen Mauern vorbei. Nur einmal gelang es ihm, sozusagen mit einem Fuß, ins Haus zu kommen. Zwei Kinder hatte er sich ausgesucht. Aber die Schwestern waren flinker und schlauer. Sie wickelten ihre Lieblinge in Decken und brachten sie zum Schwitzen, daß alles Sieche und Schwarze durch die Poren aus den Körperchen tropfte und floh und nach einer Woche waren die Negerbambini wieder frisch und munter. Am Abend des ersten Tages, wo diese mit allen Zeichen der baldigen Gesundung aus den Decken krochen, saßen die dankbaren, lächelnden Schwestern beisammen und dachten und redeten viel über die schonende Gnade, die über ihrem Dache schwebte. Wie eine lebendige Insel nahm sich ihr Haus aus, inmitten der Hütten des Todes. Bei ihnen wagte dieser dunkle Geselle nicht anzuklopfen. Woher das Wunderbare käme? Die Frauen waren sich alle darüber klar, daß Gottes mächtige, huldreiche Hand schirmend sie überschattete, daß jene heilige, barmherzige Vorsehung, deren Namen ihr Konvent trug, und zu der sie Tag und Nacht beteten, ihnen in diesen grausen Monaten besonders nahe war. „Dazu kommt

dann freilich noch ein anderes“, fügte Schwester Roselina an, mit halbem Weh und halbem Lächeln im gläubigen Gesicht, „die Neger selbst.“ Der Eingeborene ist einmal ein merkwürdiger Patron. Vor allem hat er seine besondere Anschauung.



Aloe in der afrikanischen Wildnis.

Auch über die Medizin. Er liebt die Quantität. Daß ein Löffel oder gar ein halber Teelöffel seine Schuldigkeit schon tun kann, geht über seine Fassungskraft. Wenn ihm die Medizin nicht den Magen füllt und nicht bei den Augen herausläuft, kann

sie nach seiner Meinung nicht wirken. So verderben sie viele Arbeit der Ärzte. Vielleicht hat unser Arzt nicht genug mit der dummen, draufgeherischen Unbändigkeit und Unklugheit unserer schwarzen Sorgenkinder gerechnet und sie nicht genügend gewarnt. Fand ich da neulich im Heime „Weibertrost“ in Courdes eine Frau mit einem typhustranken Mädchen. Wir nahmen uns sofort des Würmchens an, gaben ihm unsere schier unfehlbare Medizin und wickelten es bis über die Ohren in einen Berg von Decken ein. Kaum hatten wir es nach einiger Zeit ausgepackt, da setzte die schwarze Mutter ihren Sprößling im Hemdchen auf einen Stein an der Hausecke, wo ein bissiger Wind bließ, damit die Frische draußen das arme durchhitzte Kind „austrockne und auskühle“. Der Wind hat tatsächlich ganze Arbeit gemacht. Nach 24 Stunden lag das arme Geschöpf ausgekältet bis zur eisigen Todesstarre in der hölzernen Truhe. „Ein Engel im Himmel mehr“, sagten die anderen Schwestern und setzten sich mit diesem hellen Trost über die traurige Geschichte von Negereinfalt und Todesunerbittlichkeit hinweg. Dann gab man das Zeichen zum Abendgebet. Ganz zum Schlusse, wo sich die Schwestern zum Abendsegnen auf den Boden knien, stimmte die Vorbeterin die düstere Bitte der Litanei zu Allen Heiligen an: „Vor Pest und Hunger!“ die anderen aber respondierten, mit einem Glauben, der Berge versetzt: „Bewahre und verschone uns auch weiter, o Herr!“



Virgo — Jungfrau.

(Kongo-Mission).

Wenn eine Neugründung in einem vollständig heidnischen Gebiet unternommen wird, dann ist das erste und Notwendigste, sich die Sprache der Eingeborenen anzueignen, um sich mit dem Volke verständlich machen zu können. Das bietet selbstverständlich eine der größten Schwierigkeiten. Als wir hier in der Kongo-Mission unser Zelt aufschlugen, machte sich unsere Schwester Pia, eine erfahrene Lehrerin mit großem Eifer daran, ein Wörterbuch aufzustellen. Wie mühsam dieses Unternehmen ist, erhellt daraus, daß der Schwarze außer seiner Muttersprache keine andere versteht. Der Neger hat aber nicht viel Geduld, andere zu unterrichten. Es ist ihm schon zu langweilig, zwanzig Minuten oder gar eine halbe Stunde Lehrer zu sein. So wollte einmal eine Schwester wissen, was „schwarz“ heißt und zeigte einem Mädchen ein Stückchen schwarzen Stoff. Aber das schwarze Fräulein war des Ausfragens müde und sagte miß-

mutig: „Eumpe“. Folglich kam in das kleine Wörterbuch: „schwarz-eumpe“. Erst später entdeckten wir, daß schwarz „Ntu“ heißt. Was das Mädchen gesagt hatte, bedeutete soviel als: „Laß mich in Ruh; Eumpe — ich weiß es nicht.“

Die europäischen Staatsbeamten, die nach der Einnahme des oberen Kongo schon länger dort waren, hatten sich teils mit der Nkasai- oder Ngombe-Sprache, teils mit der englischen, portugiesischen und französischen zu verständigen gesucht. Es mußte aber die reine, vollständige Nkundo-Sprache erlernt werden, um Grammatik und Wörterbuch zusammenstellen zu können, damit bei der Übersetzung im Katechismus, im Evangelium, in der Biblischen Geschichte usw. keine Irrlehre sich einnistet. Aller Anfang ist schwer und dieser Anfang wurde noch mehr erschwert durch den Umstand, daß bereits ein approbierter Katechismus in einer anderen Negersprache existierte, welche die Nkundo-Neger nicht verstanden. So suchten wir vergebens nach einem Wort für Jungfrau. Die Missionare, namentlich Bruder Valentin, welcher viel Sprachentalent hatte, sowie unsere Schwester Pia konnten keinen Ausdruck dafür finden, obwohl sie sich nur mit dem Studium der Sprache beschäftigten. Da der Begriff des Wortes „Jungfrau“ dem Neger vollständig fehlte, hatte er es auch nicht in seinem Sprachgebrauch. Alle Schwestern hatten nun den Auftrag, bei ihren Jünglingen nach einem solchen Worte zu forschen.

Da kam eines Tages eine Schwester freudig mit der Nachricht, daß sie ein Wort für „Jungfrau“ gefunden hat. Ein besonders kluges Mädchen hatte es ihr gesagt und es heißt „Bonjenba.“ Dieses Wort wurde dann dem gelehrtesten Katechisten vorgelegt, der es gut fand. Von da an gebrauchte man es beim Unterricht. Nach einigen Wochen kamen drei bis vier Katechisten und sagten: „Dieses Wort können wir nicht für „Jungfrau“ gebrauchen, denn wir wenden es nur an als Spottname für ein Mädchen, das keinen Mann bekommt. (Die Mädchen werden manchmal an heidnische Frauen als Sklavinnen verkauft.) Nun haben die Missionare das lateinische Wort: „Virgo“ Mehrzahl „Ba-Virgo“ der Sprache einverleibt. Bei Gelegenheit der Gelübde-Erneuerung oder Ablegung der Ewigen Profess der Schwestern, erklärten die Missionare dem Volke, das der Feier beiwohnte, das Wort „Virgo“, damit die anwesenden Neger verstehen sollten, worum es sich bei der Feier handle. Unter den Zuhörern war auch unser guter Joseph Bokwale. Er war Palmfaden-Weber, verheiratet und Vater von drei Kindern. Seinem tätowierten und beschnittenen Gesichte nach war er ein Mann von über 50 Jahren; vor kurzem war er mit seiner ganzen Familie gekauft worden und führte ein glückliches Familienleben. Im Unterrichte war er der aufmerksamste Schüler. Da erkrankte plötzlich seine Frau Maria, und starb bald darauf.

Joseph war untröstlich. Doppelt schwer war für ihn der Schlag, da seine drei kleinen Kinder die mütterliche Sorge nicht entbehren konnten. Er wollte sie auch nicht der Mission übergeben, sondern selbst dafür sorgen, solange es ging. Der arme Joseph konnte nichts mehr in seinem Hause sehen, was ihn an seine gute Maria erinnerte. In einem Uebermaß von Schmerz trug er deshalb Kochtopf, Wasserkrug, Fischkorb usw. an den nahe vorbeischießenden Kufi-Strom und warf einen Gegenstand nach dem anderen in den Strom. Träumend stand er noch einige Zeit am Ufer, sah dem Fischkorb, der sich noch einige Minuten über Wasser hielt, zu, bis auch dieser im Strudel versank. Mit ihm war die letzte Habe seiner teuren Maria dahin. Traurig kehrte er in seine Hütte zurück. Seine Kinder, denen er nun auch die Mutter ersehen mußte, waren inzwischen eingeschlafen. Die Hütte, in der sich schon vorher nicht viel Hausgerät befand, war nun leer. Er hatte ja selbst ausgeräumt in seinem tiefen Leid. Die Folge war, daß er ratlos dastand, als er keinen Krug hatte zum Wasserholen und keinen Kochtopf, um das Mittagmahl zu bereiten. — Rührend war es zu sehen, wie er jeden Morgen zur Kirche ging. Maria, ein Kind von drei Jahren saß auf seinen Schultern. Joseph, zwei Jahre alt, war auf den Rücken gebunden und Bernardus lief neben her. Vierzehn Tage nach dem Tode seiner Frau kam Joseph zu den Schwestern, mit der Bitte, er hätte der Oberin etwas zu sagen. Nach einer langen Einleitung begann der gute Joseph endlich: „Mama, als wir, meine Maria und ich, beim Mondenschein am knisternden Feuerchen saßen, da haben wir ein Bitangezelo (Gelübde) gemacht. ‚Virgo,‘ so wie ihr es macht.“ Er konnte das Wort nicht gut aussprechen und sagte „Fineko“ statt Virgo. „Da haben wir versprochen, — fuhr er fort — wenn ich zuerst sterbe, bleibt Maria ‚Fineko‘ solange sie lebt und wenn Maria zuerst stirbt, bleibe ich ‚Fineko‘ bis ich sterbe. Jetzt weiß ich nicht, was ich machen soll.“ Er hatte nämlich unter unseren Katechumenen eine Braut entdeckt, die für ihn zu passen schien. Wir verwiesen Joseph mit seinem Anliegen an den Pater Missionar; dieser beruhigte ihn damit, daß dieses Gelübde ja kein Versprechen vor dem lieben Gott war, und daß er deshalb ruhig wieder heiraten dürfe.

Uns hat dieses Ereignis die Gewißheit gegeben, daß das Wort „Virgo“ gut verstanden und begriffen worden war, sogar von dem noch vor kurzem heidnischen Joseph und seiner Maria. Als sich später Brautpärchen bei dem Pater Missionar zur Trauung meldeten, welche vorher öfter mitsammen gestritten hatten und man im voraus sah, daß die Charaktere nicht zusammen paßten, sagte der Pater: „Die sollen lieber ‚Fineko‘ bleiben.“

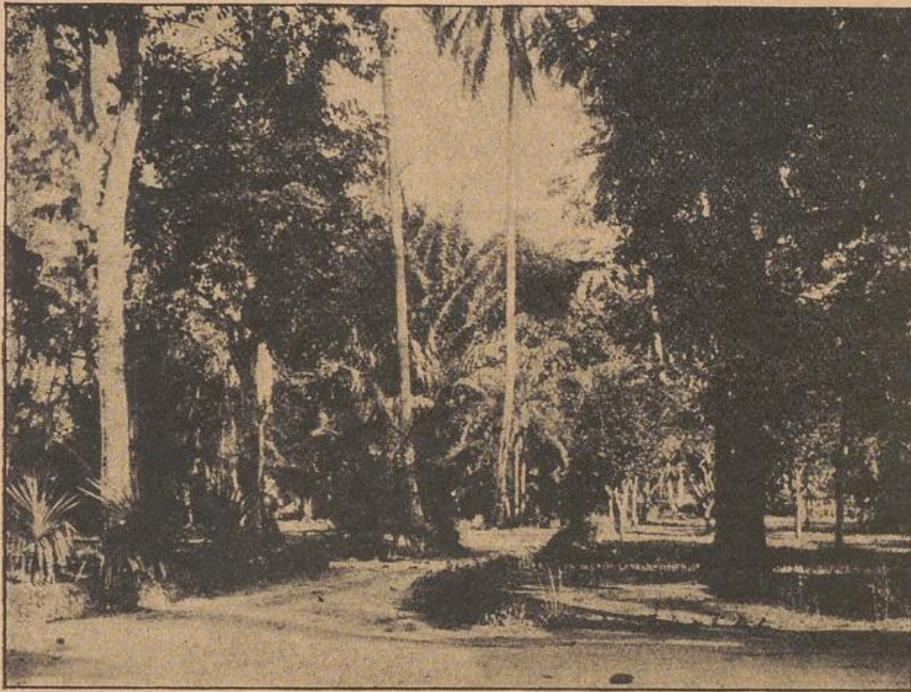


Nus afrikanischen Gärten.

(Nach Berichten der Schwester M. Theobalda C. P. S.)

Heute meinen wir einen der großen Mariannhiller Gemüsegärten. Der Marsch zum „Mechtildisgarten“ ist schon ein richtiger Spaziergang, denn er ist etwas abgelegen. Die Wege sind keine Promenaden und auf den schmalen Fußpfaden dahin gibl's zu Regenzeiten mehr als einen regelrechten Purzelbaum.

Der Mechtildisgarten hat eine riesige Ausdehnung. Er liegt am Südhang einer der Hügel, die das ganze Gelände



Südafrikanische Anlagen.

bis zum Meer hinaus kennzeichnet. Eine feste Drahtumzäunung wirkt ja nicht gerade dekorativ, aber sie schützt vor unberufenen Menschen und Tieren. So ein afrikanischer Garten ist für einen neueingetroffenen Europäer schon eine sehenswürdige Nummer. Stellt euch vor, so drunten am Fuß des Hügels ein richtiger Bananenhain. Da paßt es dem Umschlatusan, einem südafrikanischen Fluß, der mitten durch diesen Mechtildisgarten seine langsamen Wellen schiebt. Er geht gar nicht mehr heraus sozusagen aus dem Schattendach des Geästes und aus dem feinen bezückenden Duft der lachenden Früchte. Er ist nicht undankbar. Die Bananenbäume haben feuchte Kehlen. Sie wollen gern Naß. Dafür sorgt dieser Umschlatusan. Oft treibt

er allerdings seine Väterlichkeit zu weit und setzt den ganzen Mechtildisgarten unter Wasser. Diese Frühwinterregen und Wasserkuren tun auch ihre Wirkung. Sie machen es wie der alte, gelbe, afrikanische Landsmann, da droben im Norden, wie der Nil. Sie überschwemmen, aber ersäufen nicht, sondern was hernach wieder aus den sich verlierenden Wassern taucht, ist wunderbare Fruchtbarkeit.

Davon wissen unsere Gartenschwestern gut zu erzählen. Ihr Gemüse gedeiht und geht auseinander wie Mastgänse. Schweiß kostet es ja viel und Opfer und Enttäuschung. Aber warum sollen sie es anders haben als ihr Meister Jesus Christus, der Menschenseelengärtner. Mitten im Winter hier das Grünen und Sprossen und Leben. Ein wahrer, lebendiger Viktualienmarkt. Weißkraut, Wirsing, Blaukraut, Blumenkohl, Mangold, Karotten, Tomaten, Zwiebeln, Suppenzeug! Gemüseherz, was wünschest du noch mehr. Hier kriegt der afrikanische Mechtildisgarten ein richtiges deutsches Gesicht. Man möchte vor diesem anheimelnden quellenden Segen ein jauchzendes Ledeum singen. Die Gartenschwestern lassen darin auch nichts zu wünschen übrig. Ganz sind wir mit diesem einen der Mariannahiller Gemüsegärten noch nicht fertig. Ganz draußen am Ende des Gartens steht eine Hütte. Der Mensch hat in seiner Seele die Neugier, um sie zu — bezwingen. Manchmal tut ers halt doch nicht. Dieses Manchmal war heute über uns gekommen. Man hatte die Unvollkommenheit nicht zu bereuen. Nicht die Hacken, Rechen, Spaten, Schaufeln, Schubkarren und Gießkannen in dem Gartenhaus waren es, die solche Keuelosigkeit über Menschenkinder brachten, sondern ein paar andere Kleinodien, z. B. ein Rosenstrauch. Denkt euch hier in diesem abgelegenen blumenarmen Gelände, ein leibhaftiger, blühender, duftberauschender Rosenstrauch. Wie ein ganz wunderbarer Freund steht er neben seiner Hütte. Und immer lächelt und spielt er hinüber zu seinem seltsamen Nachbarn, einen Baumwollstrauch. Der Rosenbaum hat etwas Feines, Nobles, Aristokratisches an sich gegenüber seinem vis-à-vis, der wie ein Arbeiter neben ihm steht. Aber er verachtet den Baumwollstrauch nicht. Im Gegenteil, voll Bewunderung und Achtung schaut er immer zu dieser lebendigen Baumwollfabrik hinüber. Er schüttelt den Kopf. Das bringt er mit seinen Rosen nicht fertig, nämlich: Kapseln tragen, diese aufspringen lassen und der Welt ein solches Quantum Baumwolle zeigen, daß keiner es für möglich hält, wie dieses alles in einem fingerhutgroßen Gehäuse Platz hat. Noch etwas bringt der Rosenstrauch nicht fertig, was dem Wollbaum ein Spaß ist. Dieser kann die Farbe seiner Blüten fast jeden Tag wechseln: rotbraun, gelb, weiß, wie du willst.

In Afrika gib't's noch einen anderen Strauch, der darinnen

noch eine größere Rutine besitzt, Der zieht uhrscharf jede 24 Stunden eine andere Blütenfarbe an. Tiefblau, weißblau, weiß; die afrikanischen Kinder sind nicht verlegen und taufen sich ihre Bäume selbst. Diesem geben sie den unübertrefflich richtigen Namen: „gestern-, heut-, übermorgen“.

In einem schönen deutschen Lied heißt der Refrain: „Der liebe Gott geht durch den Wald . . .“

Er geht auch durch unsere afrikanischen Gärten mit seinem köstlichen, nahrungsspendenden Schöpfersegen.



Von kaffrischer Arzneikunde.

(Nach einem Brief der Schwester M. Aquilina aus Rhodesia.)

Wie umständlich sind doch die zivilisierten Ärzte! Sie studieren zehn Semester lang Medizin, praktizieren ein paar Jahre, bauen Kliniken und Krankenhäuser, erfinden hunderttausend Instrumente, plagen sich mit Diagnosen und Operation und komplizierten Apotheken.

Das geht bei dem kaffrischen Medizinmann erheblich einfacher. Er braucht nicht Hochschulen und dicke Bücher mit zungenbrecherischen lateinischen und griechischen Namen. Die zwei Haupt- und Grundsätze seiner Heilkunde lauten: „Alle Krankheit kommt vom Zorn der Geister. Treib die Geister aus, dann ist auch die Krankheit fort!“

Freilich muß man erst wissen, ob das Übel überhaupt behoben werden kann. Dafür hat man die Würfel. Sagen diese „Akata“ („Ja“), dann hole man den Zauberer.

Der kommt pünktlich wie die Uhr. Daß sein Aussehen auf den Patienten besonders beruhigend wirkt, läßt sich freilich nicht behaupten. Er gleicht manchmal eher dem leibhaftigen Diabolus als einem rettenden Engel. Um den Hals hat er eine Kette lauter kleiner Hörnchen, darinnen Medizin. An der Seite hängt eine gewaltige Tasche aus Ziegenleder. Das Wildeste an ihm ist sein Gesicht und der mächtige Pferdeschweif. Mit diesem Schwanz gebärdet er sich wie verrückt. Mit ihm will er nämlich den Krankheitsgeistern zu Leibe rücken. Die müssen heraus aus dem Haus. Drum schlägt der Zauberer wie toll auf die Wände ein, läuft immer wieder um die Hütte, wettet, beschwört, heult, schneidet Grimassen und beruhigt sich erst ganz allmählich wieder. So tritt er in den Raum des Kranken, der sich auf eine richtige Kostur gefaßt machen darf. Unter allen Umständen muß er sich auf einen Adlerlaß verstehen. Unter ein paar Eiter Blut geht's dabei nie ab. Das ließe sich immer noch in Kauf nehmen. Aber das andere! Die Hörnchen um den Hals des Doktors! Wenn er diese nimmt und mit einem spitzen Holz, einem Blei-

stift ähnlich, ansticht, daß das ekelige Fett herauskommt, von dem der Kranke lecken muß, dann geht es ohne Magenunglück selten ab. Mit dieser Katastrophe aber kommen die bösen Geister. Und das ist schließlich ja der Zweck der peinlichen Übung.

Das Wichtigste aber bei der Behandlung ist das Opfer. Meist muß eine harmlose, an der ganzen Geschichte höchst unschuldige Ziege daran glauben. Den ersten Bissen nimmt der Kranke, den zweiten der Zauberer, dann erst essen die Verwandten. Die Kinder dürfen dabei im Kraal nicht bleiben. Sie werden ins Freie expediert. Dort steckt man ihnen die Füße und die Ohren in ein Schaffell und sie können sich, wenn sie wollen, den Ziegenbraten in Gedanken recht lebhaft vorstellen.

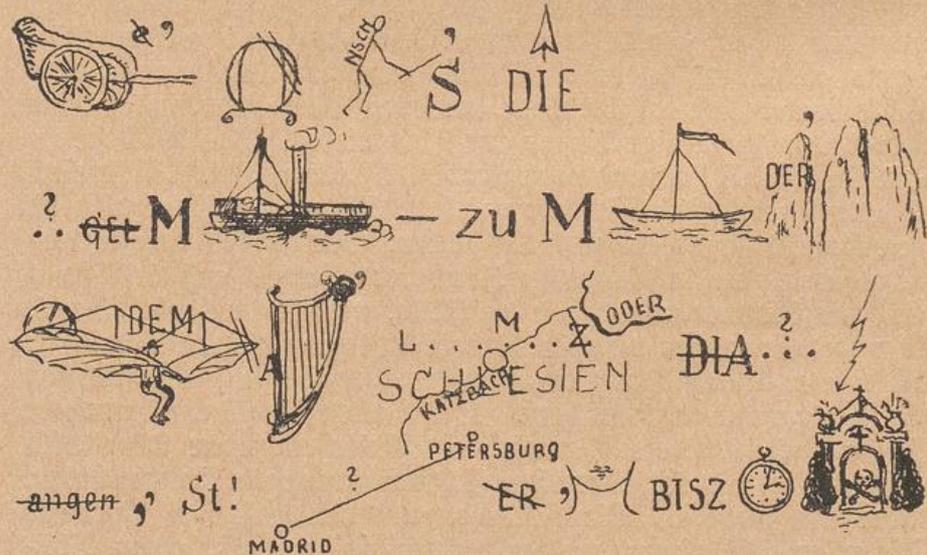
Ist man mit dem Opfermahl zu Ende, bewegt sich ein Zug um die Hütte zu einer fürchterlich langweiligen Melodie über den Worten: „Janwa, Janwa, Ansarurisa!“ gleich danke, danke, kleine Geister.

Der Zauberer hat sein Werk getan und geht heim. Der Kranke in der Hütte hat auch sein Werk getan und wird gesund oder stirbt.

Eines können die europäischen Ärzte auf jeden Fall von der kaffrischen Arzneikunde lernen. Wenn die Sache schief geht und der Patient ins Gras beißen muß, ist der schwarze Zauberer nobel und läßt sich kein Honorar herausbezahlen.



Bilderrätsel.



Caritasblüten

Nr. 4/5

1925

Eine sonderbare Anbetung.

(Zanzibar-Walezo.)

Snsen Fuma, ein Knabe von 10 Jahren, hatte eine besondere Liebe und Neigung zum Stehlen. Ganz besonders gerne aß er Brot. Nun hatte er gemerkt, daß in einem Kämmerchen neben der Kapelle in einem Sack getrocknetes Brot aufbewahrt wurde. Aber wie daran kommen! Die Haustür wurde immer abgeschlossen. An einem Tage jedoch sollte es ihm gelingen, etwas zu holen. Von unserer Kapelle führt nämlich eine Seitentür in unser Haus hinein. An dem betreffenden Tage hatte man vergessen, sie abzuschließen. Dieses hatte Fuma schon gemerkt. Zu einer Zeit, in der er uns Schwestern nicht in der Nähe glaubte, ging er durch die Kapelle zum Brotsack und steckte die Kleider bis oben voll Brot; sogar die Ärmel waren angefüllt. Aber der junge Dieb wurde erwischt. Zur ganz ungewohnten Zeit schaute ich zufällig in die Kapelle hinein und bemerkte sofort, daß die Türe offen stand. Ich ging ins Haus. Sobald Fuma Geräusch hörte, verließ er schnell den Brotsack, und um nicht erwischt zu werden, eilte er in die Kapelle, kniete auf die Altarstufen und betete mit aufgehobenen Händen. Jacke, Rock und Ärmel standen ganz dick angefüllt mit Brot. Ein Stück nach dem andern fiel schon herunter. Schnell schob er jedesmal das gefallene Brot unter seine Knie, doch je mehr er sich bewegte, desto mehr fiel herunter. Zulezt wußte er sich nicht mehr zu helfen. Dicke Tränen rollten aus seinen Augen. Da winkte ich ihm, zu mir zu kommen. „Fuma, was gibt es heute? Du betest doch sonst gar nicht so gerne, und nun sehe ich dich zu dieser Zeit hier. Was hast du?“ „O, Schwester,“ lautete die Antwort, „man sagt doch immer, man solle zum lieben Heiland in die Kapelle gehen, wenn man einen Schmerz hat, um ihm seine Not zu klagen. Es ist mir heute schwer ums Herz, darum habe ich gebetet.“ Dabei kollerte noch immer Brot aus den Kleidern. Ich erwiderte darauf: „Ja, sage mir doch, warum es dir so schwer ums Herz ist.“ „Nein,“ stöhnte er, „ich kann es nicht sagen, es ist zu schwer.“ Tränen und Brot fielen um die Wette zu Boden. Zulezt wurde die Beschämung zu groß. Er kniete nieder und bat: „Schwester, verzeihe mir, ich habe Brot gestohlen. Ich werde es nie mehr tun!“

An die Unbefleckte.

Sei begrüßt du Hohe, Keine,
Makellose Gottesbraut!
Duftend wie der Rosen keine,
Tempel, den der Herr gebaut.
Schöner strahlend als die Sonne,
Lauterer wie reines Gold,
Du der seligen Geister Wonne,
Sei begrüßt, o Jungfrau hold!

Sei begrüßt, Gefäß der Gnade,
Davids Turm, du Morgenstern,
Du, die goldne Bundeslade,
Du, o Mutter unseres Herrn!
Ganz von Licht und Glanz umflossen,
Wonne der Dreifaltigkeit:
Aber dich ist ausgegossen
Gottes Gad' von Ewigkeit!

Dich umfächeln Engelschwingen,
Himmelschöre jauchzen dir!
Lob dir tausend Stimmen singen,
Laß dich preisen auch von mir!
Warst zur Mutter ja erkoren,
Dem, der uns erlöst von Sünd,
Hast als Jungfrau Ihn geboren,
Gottes Sohn, dein einzig Kind!

Gabst nicht du auch „uns“ das Leben,
Als dein Sohn, das Opferlamm,
Dich als Mutter uns gegeben
Hoch vom blut'gen Kreuzesstamm?
Jungfrau, Mutter, Hohe, Keine,
Sieh mich, arm und schwach und blind;
Gütig, wie der Mütter keine,
Schütze mich, dein schwaches Kind!

M. B.





Meine Lehrtätigkeit einst und jetzt.

Längere Zeit war ich als Lehrerin in den preussischen Staatschulen tätig gewesen, ehe ich dem Ruf des Herrn folgte und Missionschwester wurde. Nachdem ich durch die heilige Profess endgültig der Kongregation vom kostbaren Blut als Mitglied einverleibt war und die Missionsverhältnisse nach dem Kriege wieder geregelt waren, wurde mir alsbald ein großes Wirkungsfeld unter den Negerstämmen Afrikas, und zwar zu Driefontein in Rhodesia anvertraut. Ich sollte dort meine Lehrtätigkeit unter der lieben Jugend wieder aufnehmen. Mit größerer Freude noch als selbst im ersten Eifer nach dem Examen erfüllte ich meine Pflichten trotz mancher Opfer. Warum? Weil ein großer Unterschied besteht zwischen einer preussischen Staats- und einer Missionschule. Um alles in der Welt möchte ich diese nicht gegen jene vertauschen; denn abgesehen davon, daß wir in der Missionschule für die Seelen viel mehr tun können, einmal, weil wir die Kinder ganz unter der Hand haben, und dann auch, weil die verderblichen Einflüsse der europäischen Oberkultur nicht störend wirken, ist der Schulbetrieb viel interessanter. Er ist nicht so starr, schablonenhaft. Unbeschadet einer soliden Ordnung ist uns viel Spielraum gelassen, der Eigenart der einzelnen Kinder gerecht zu werden, und so atmet das Ganze natürliche Ungezwungenheit und fröhliche Ursprünglichkeit.

Das ist es, was dem Hochwürdigen Herrn Pater Provinzial bei seinem Besuch so sehr auffiel. Der erstgenannte Vorteil wird begünstigt durch den Umstand, daß unsere Kinder — mit Ausnahme der 20 bis 30 Tageschüler, die auf der Missionsfarm leben und darum zum Schulbesuch verpflichtet sind — sich freiwillig zur Fahne stellen. Außer diesen kommen noch die Klosterkinder in Betracht, deren Zahl ungefähr 60 beträgt. Die meisten kommen, um zu lernen und um möglichst viel zu lernen. Daheim in den Außenschulen, die von schwarzen Lehrern geleitet werden, sieht's traurig aus. Etwas Lesen, eine schlechte, kaum leserliche Handschrift ist durchweg alles, was geleistet wird. Ich habe oft gestaunt über den Verneifer unserer Kinder. Dringend bitten sie um Bücher, um für sich zu lesen während der Pause und nach der Arbeit beim Feuer. Ich hat ein Mädchen, Agnes, deren Heirat kurz bevorstand, und die sehr geschickt und zuverlässig in der Hausarbeit war, während der Schulzeit der lieben Schwester D. zu helfen. Sie gehorchte, aber mit so schwerem Herzen, daß die liebe Schwester Dagoberta es vorzog, auf die sonst so erwünschte Hilfe zu verzichten und sie bis zum Schluß in die Schule gehen zu lassen. Sie arbeitete bis zur letzten Stunde an ihrem Aufsätzchen und ihren Rechen-

aufgaben mit einer peinlichen Genauigkeit, als wenn es zum Examen ging. Mehrere brachten es in etwa dreiviertel Jahr so weit, daß sie dreimal nacheinander einen kühnen Sprung machen konnten, von Grad I in Grad II, von da in Grad III und endlich in Standard I, d. i. nach unseren deutschen Begriffen vom 1. ins 4. Schuljahr. Wie ist das möglich, wo die eigentliche Schulzeit nur gut zwei Stunden dauert, und wegen Mangels an Lehrkräften eine einzige Lehrerin nahezu 90 Kinder, in 6 Klassen verteilt, zu unterrichten hat? Vorzüglich hilft dazu die Anwendung von Försterschen Grundsätzen. Oft und oft die Schönheit geistigen Strebens, mit Bezug auf die Verstandes- sowohl als Willensbildung durch Vernunftgründe und Beispiele aus der Biblischen Geschichte und dem praktischen Leben warm ans Herz legen, mit anderen Worten, ihnen mit der Liebe einer guten Mutter geistige Nahrung reichen, damit sie diese nach ihrer Eigenart in sich verarbeiten, um dann aus freiem innern Antrieb heraus sich nach außen hin zu betätigen. O, ich hätte nie geglaubt, wie wachsw weich und empfänglich für alles Gute und Schöne unsere Schwarzen sind. Ich sage es kühn heraus, daß ich solch ermutigende und erfreuliche Erfahrungen in meiner etwa 8jährigen Tätigkeit in Deutschland nicht gemacht habe. Handgreiflich sieht man die Weissagung des Heilandes erfüllt: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt,“ und „die letzten werden die ersten sein.“

Würden sich nur mehr edle Seelen, die sich für das Erziehungsideal begeistern, entschließen, ihre Kräfte dem Missionsdienste zu widmen. Das walle Gott!

Um auf die Försterschen Grundsätze zurückzukommen, so ist die Mutterliebe freilich nicht ausreichend bei der Erziehung unserer Schwarzen. Es geht nicht ohne Strafen und selbst nicht ganz ohne körperliche Züchtigung. Aber diese Strenge darf nur Mittel zum Zweck sein; sie muß die vertrauenerweckende, mütterlich-liebevolle Anleitung zum selbstgewollten und möglichst selbständigen Streben nach geistigen Gütern vor Ausartung in weichliche Nachsicht und planlose Willkür bewahren. Man muß die Kinder an unbedingten, pünktlichen Gehorsam gewöhnen, und das kostet bei dem unbändigen Freiheitsdrang dieser Naturkinder sehr viel. Im ersten Jahre habe ich fast die Hoffnung auf die Erreichung dieser Notwendigkeit aufgegeben. Trotzige Ausbrüche ihres ungebändigten Willens und fortwährende Fluchtversuche einzelner, zuweilen vieler, zeigten mir die Größe der Schwierigkeit; aber allmählich sah ich den Samen des Wortes Gottes, befruchtet vom Tau seiner Gnade, in den Seelen aufgehen und wachsen und Frucht bringen. Dieselben Kinder, die früher koch sagten: „Ich mag nicht,“ bieten sich jetzt freiwillig zu unangenehmen

Arbeiten an; jene, die früher einem zuweilen dämonischen Trotz nachgingen, wenn sie zurechtgewiesen oder gestraft worden waren, kommen jetzt aus sich selbst, bitten um Verzeihung und suchen auch ihre Fehler wieder gutzumachen. Es ist merkwürdig, wie klar sie die Notwendigkeit der Strafe einsehen. Ein Mädchen schrieb ihrem Bräutigam, welcher Lehrer ist, u. a.: „Wenn deine Kinder Böses tun, so strafe sie; damit du nicht selbst von Gott bestraft werdest.“ Um es noch einmal kurz zu sagen: Unbeschadet der festen Grenzen, die man den Kindern setzen muß, kann man sie sich innerhalb derselben frei bewegen lassen, um



Bei meinen Schwarzen.

ihre individuellen Fähigkeiten zu entfalten. Einige haben Lust und Geschick zum Unterrichten; die anderen fühlen es instinktiv heraus und wählen diese zu Hilfslehrerinnen, die mir zweifellos in der Schule und freien Zeit unschätzbare Dienste leisten. Kürzlich hatte sich die unterste Klasse einen Dreikäsehoch zur Lehrerin gewählt, oder vielmehr hatte sich das kleine, geweckte Ding auf meine Frage selbst angeboten. Es war zu drollig, mit welcher selbstverständlichen Amtsmiene die kleine Helene ihres Amtes waltete und mit welcher Bereitwilligkeit die zum großen Teil dreimal so großen Schülerinnen ihr folgten. Manchmal muß man ihren Eifer mäßigen. Einmal lief ich

abends, so schnell ich konnte, aus der Kirche heim, weil man nicht beten konnte, so laut sagten die Kinder draußen beim Feuer, etwa 100 Meter entfernt, ihr Einmaleins auf. Freilich sind auch solche darunter, die nicht aus der Ruhe zu bringen sind und keine höhere Freude kennen, als stumpf ins Feuer zu starren und zu träumen. Und auch bei den andern wechseln die Zeiten. Bei Mondschein und hellem Sonnenlicht sprudeln sie über von Leben und Schaffensdrang, während sie bei bewölktem Himmel, Nebel und Kälte nur schwer aus ihrer Stumpfheit herauszubringen sind. Gott Dank, daß der trüben Tage nicht gar so viele sind. Auch bestehen bemerkenswerte Unterschiede zwischen der geistigen Veranlagung der einzelnen Stämme. Wir scheinen es hier mit einem der gewecktesten zu tun zu haben, worauf schon die regelmäßigen Gesichtstypen hindeuten. Das Klima ist fast europäisch wegen der hohen Lage. Alles dieses trägt dazu bei, meine Freude an der Lehr- und Missionstätigkeit zu erhöhen. Wie dankbar bin ich dem lieben Gott für meinen Beruf und wie innig wünsche ich, daß noch viele seeleneifrige Lehrerinnen ihre Talente und Kräfte in den Dienst der Missionschulen stellen möchten, denn die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige.



O Eitelkeit der Eitelkeit!

(Ost-Afrika.)

Es ist hoher Festtag, und die Glocken rufen laut und feierlich die Christen unserer kleinen Missionsstation zum Gottesdienst. Klein und groß, jung und alt eilt herbei. An der Sammlung und Andacht vieler dieser armen Neger können wir uns erbauen, wohingegen der Anblick anderer zur Heiterkeit stimmt. Warum? Die äußere Erscheinung ist gar zu komisch für europäischen Geschmack. Der Neger will schön sein, besonders an den Festtagen. Seine Kleidung verrät nur zu deutlich seine wohlmeinende Absicht. Aber die Hose ist das weiße Hemd gezogen, welches, mit „Mhogo“ gestärkt, so steif wie ein Brett ist. Über dasselbe ist das Lendentuch mit den bunten Fransen geschlungen. Der Neger muß seinen Reichtum zeigen, daher trägt er Hemd und Lendentuch entgegen dem europäischen Brauch über anstatt unter der anderen Kleidung. Selbst die Jacke, die er trägt, darf nicht zugeknöpft werden, sonst könnte das Flanner, Schweißjäckchen, ja nicht gesehen werden. Der wohlhabendere Neger trägt auch noch eine Weste, aber über der Jacke. Es wäre zu schade, wenn nicht alle Kirchgänger diese sehen würden. Um den Schmuck zu vollenden, wird noch ein rotes Taschentuch malerisch

um den Hals geschlungen, von dem sich blinkend und leuchtend Medaillen, Rosenkranz, Skapulier und zuweilen selbst ein Brustkreuz abheben. Tief durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Schönheit, erwidert der Neger würdevoll unseren heiteren Gruß.



Am 16. September 1925 sind nach Ost-Afrika abgereist:



Obere Reihe von links nach rechts: Schw. Majelina, Schw. Rosalinde, Schw. Margarita, Schw. Hildeberta, Schw. Trutperta, Schw. Nicoleta, Schw. Stephana.
Untere Reihe: Schw. Adjuta, Schw. Arsenia, Schw. Ephrem.

Im Hafen von Antwerpen bestiegen sie den deutschen Dampfer „Adolf Wörmann“. In Mombasa verließen Schw. Arsenia, Schw. Stephana und Schw. Hildeberta das Schiff, um dann nach einer neuen Station, Nairobi, zu reisen. Schw. Margarita wurde als neue Lehrkraft von unsern Schwestern in Zanzibar begrüßt und die andern sechs Schwestern erreichten in Daresalam ihr Ziel der Schiffsreise. Ihr weiterer Weg führte sie nach Morogoro, von wo aus sie ihr Arbeitsfeld angewiesen bekommen.



Andere beglücken ist eine Pflicht, die Gott gerade dem weiblichen Herzen besonders zur Aufgabe gemacht hat.

Aus dem Glücke die Freude an der Tugend ersprießen zu lassen, ist die göttliche Sendung, deren sich das Weib stets bewußt sein sollte. - Säet Freuden aus, wenn ihr Tugenden pflegen möchtet, verbreitet Zufriedenheit, ehe ihr Anspruch auf Heiligkeit erhebt.

Nichts macht das Herz so empfänglich für die Gnaden Gottes als das Glück, das wir durch unsere Liebe verbreiten.

Beglücken wir also unsere Umgebung! Gott allein ist es vorbehalten, die Herzen durch Leiden zu regeln.

Ährenlese.

Aus Rhodesia, St. Barbara.

Heute war Erstkommunion. Unsere alte Elisabeth, die vor vier Jahren in ihrer Krankheit getauft wurde, ist nun endlich auch so weit, ihren Jesus empfangen zu können. So ein einfältiges Mütterchen habe ich noch nicht getroffen. Mit großer Mühe hat sie das heilige Kreuzzeichen und das Vaterunser gelernt. Vor der heiligen Beichte mußte ich ihr die Sünden suchen helfen, ihr dieselben einige Male vorsagen, damit sie nur ja beim Priester nichts vergäße. Als ich ihr, wie ich das vor jedem Unterricht tat, das Vaterunser hersagen ließ, betete sie ganz kräftig: „Geheiligt werde mein Name.“ Als ich sie nun auf diesen großen Fehler aufmerksam machte, war sie sehr besorgt, wiederholte aber kräftig: „Geheiligt werde mein Name.“ Was der liebe Gott dazu sagt, weiß ich nicht; aber er wird doch Freude an dem guten, unermüdlichen Mütterchen haben. Sobald dasselbe nur irgend jemand begegnet, bittet es, man möge ihm doch das Vaterunser lehren und manchmal wird Elisabeth den ganzen Tag nicht müde, es beständig nachzusagen, um dann schließlich doch von dem ganzen Gebet nur noch zwei Worte zu wissen. Ihr guter Wille ersetzt das andere.

Ehrlichkeit der Kleinen. Vor kurzem gab ich Rechtschreibübung in Englisch. Da eine Karte an der Wand hing, auf der einige Wörter waren, die ich diktierte, meinten die Kleinen treuherzig: „Schwester, wir können ja abschauen, wenn die Karte nicht umgedreht wird.“ Das freute mich sehr, da sie doch im Rechtschreiben nicht bewandert sind.

Aus Triashill, Rhodesia.

Kleine Helden. Vor mehreren Monaten kam ein etwa zehnjähriger Knabe hier zur Station zur Schule. Nur für zwei Monate hatte er Erlaubnis bekommen, dann sollte er wieder in den heidnischen Kraal zurück zum Affenhüten, damit er ja nicht Christ würde. In den Ferien ging er nach Hause, wurde am Ende derselben von seinen Eltern hierher zur Station geschickt mit dem Auftrag, sich ganz von der Schule abzumelden. Der Kleine kam hier an, verschwieg aber wohlweislich den ganzen Auftrag und blieb ruhig hier, wie vor den Ferien. Sein Verlangen war, Christ zu werden. Nun wurde ihm von Freunden mitgeteilt, daß seine Angehörigen zu Weihnachten kommen wollen, um ihn zu holen. In der Tat erschienen sie mit einem Körbchen voll dickgekochtem Maisbrei, Fleisch und Mambo (Bier); alles was bei den Heiden das beste Festessen bedeutet. So glaubten sie das Kind in die Falle zu locken. Der kleine Held jedoch ging zur Kirche, versteckte sich dann zwischen Felsblöcke,

so daß ihn niemand finden konnte und die Angehörigen unverrichteter Sache wieder nach Hause ziehen mußten. Lieber wollte er eine Zeit lang Hunger und Entbehrung leiden, als zu den heidnischen Greueln zurückkehren.

Ein anderer kleiner Neger hatte ebenfalls schon halbe Tage lang sich zwischen Felsentlüften aufgehalten, weil sein Vater ihm nachspürte und ihm mit dem Tode drohte, wenn er sich taufen ließe. Sobald er nun die Nähe seines Vaters wittert, sucht er die Felsenrißen auf und treue kleine Freunde bringen ihm mit vieler Mühe heimlich die Nahrung. So müssen manche ihr Christentum heldenhaft erkämpfen.



Schwester Lebuina Klempt †, ein Opfer ihres Berufes.

Fern in fremden, weiten Zonen,
Trotz Sonnenglut und Fieberfrost,
Seh ich goldne Ernten reifen,
Christindlein zu Freud und Trost.
Um zur Scheune sie zu bringen,
Braucht es Flammenseelen viel,
Die als Schnitter gerne sehen
Gut und Leben hier aufs Spiel.

St. Theresia v. A. J.

Eine solche Flammenseele möchte ich unsere gute Schwester Lebuina nennen, die am 12. August verstorbene Oberin unserer jungen Missionsstation Boroma in Mozambique. Aus unseren vorherigen Berichten und denen, welche in den kommenden Nummern noch folgen, ist deutlich zu ersehen, daß unsere Schwestern in dieser Neugründung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, unter welchen die Verkommenheit des Volksstammes, die Armut der Mission und die klimatischen Verhältnisse eine schwere Rolle spielen.

Schwester Lebuina, welche mit Schwester Virginia die ersten und schwierigsten Pionierarbeiten in Boroma mit echtem Missionseifer begonnen, hatte kein anderes Ideal als „Seelen retten“. Und für die Verwirklichung desselben scheute sie kein Opfer. Mit Begeisterung hat sie vor kaum zwei Jahren das Missionsfeld betreten, und ihre zahllosen, stillen, ungekannten Opfer, ihre unermüdliche Hingabe trotz unsäglicher Hindernisse beweisen, daß diese Begeisterung kein Strohfeuer war.

Mit Recht hatte unsere Ehrwürdige Mutter Generaloberin große Hoffnungen auf sie gesetzt. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die Kunde vom unerwarteten Hinscheiden der

tapferen Missionarin. Das tödtliche Fieber, dem sie wenig Aufmerksamkeit schenkte, hatte sie besiegt. Schwester Virginia schreibt uns: „Am 11. August morgens hatte unsere liebe Schwester Oberin 39^o Fieber, hoffte jedoch am nächsten Tag wieder zur Schule kommen zu können. Aber schon abends waren wir uns darüber klar, daß ‚Schwarzwasserfieber‘ zu konstatieren sei. Der aus Tete kommende Arzt arbeitete zirka zwei Stunden mit Einspritzungen und Medikamenten, um das fliehende Leben zu retten. Jedoch gegen 3 Uhr nachts fing sie schon an, in meinen Armen starr zu werden. Sie empfing mit rührender Erbauung die heilige Kommunion. Als ich sie erinnerte, daß sie, so Gott es will, sicher ihr Leben für die vielen lauen Christen, die ihr so viel Kummer bereiteten, zum Opfer bringen wolle, erwiderte sie mit Aufwendung all ihrer Kräfte wiederholt: ‚O so gern! O so gern!‘ Und der Herr des Lebens nahm das Opfer an.“ Wie sie lebte, so starb sie. Mit der vollkommenen Ergebung einer wahren Opferseele schloß sie sanft und ruhig das Auge, um es zu öffnen im ewig strahlenden Heimatland, wo sie für ihre Schützlinge Fürsprache einlegt.



Schw. Lebuina.

Weiter entnehmen wir aus dem Berichte der mit tiefem Schmerz erfüllten Mitschwestern: „Nach dem Verscheiden drängte sich das Volk herein, jammerte, klagte und betete. Mit blutendem Herzen sagte Schwester Virginia den Umstehenden, daß die gute Schwester Oberin ihre Heimat, ihr liebes Mütterchen und alles für sie verlassen, ja, in der letzten Stunde noch durch einen ausdrücklichen Akt ihr junges Leben für sie geopfert habe. Da weinten und schluchzten sie, beteten, gingen hin und kamen wieder.“

Möge das Weizenkorn, das in die Erde fiel und starb — viele Frucht bringen!



Zufriedenheit.

Baue wohlgenut und wacker
Du nur deinen kleinen Acker
Und verzehr dein täglich Brot.
Sanfter, als an prächt'ge Zwinger,
Klopft mit seinem starken Finger
An des Hüttchens Wand der Tod.

Sel'ges Los im stillen Tale,
Schaffend bei bescheid'nem Mahle,
Seines Lebens froh zu sein.
Im Entsagen liegt der Friede,
Von der Pflugchar, aus der Schmiede
Geht man leicht zum Himmel ein.

S. S. Mönch.

Eine christliche Negermutter.

(Kiboscho.)

Wie ein Veilchen, im Grünen versteckt, durch seinen Duft bemerkbar wird und gerade dadurch beliebt ist, so zieht eine unserer christlichen Negerfrauen durch ihre Bescheidenheit die Aufmerksamkeit anderer an. Sie heißt Johanna und ist eine musterhafte Christin auf unserer schönen Mission; deshalb soll sie aus der Verborgenheit herausgeholt werden zum Troste unserer edlen Wohltäter, damit dieselben sehen, daß die Gaben für Afrika edle Früchte bringen.

Unsere Johanna wurde in der Leidenschule hart mitgenommen; sie sagt mir oft, daß es ihr manchmal sei, als gebe es auf Erden kein bedrängteres Herz als das ihrige. Ihr Mann ist ein roher Mensch, der sich vom Fähzorn so beherrschen läßt, daß die arme Frau ein wahres Schlachtopfer der wütenden Leidenschaft dieses Menschen ist. Um den Mißhandlungen zu entgehen, sucht Johanna oftmals im Tag Schutz im Kirchlein. „O wie tröstlich ist es doch, daß ein Gott auf Erden im Tabernakel wohnt; sonst könnte man auf dieser Welt nicht mehr leben!“ waren ihre Worte in solchen Leidensstunden. Vor dem Josephsaltar ließ sie dann in ihrem Kummer den Tränen freien Lauf. Sie arbeitete von morgens früh bis abends spät; denn unsere Dscheppafrauen haben wirklich schwere Hausfrauenspflichten. Wenn das schwächliche Frauchen ermüdet war, dann spornte ein Blick auf das Kreuz sie wieder zu neuem Eifer an.

Als mit der Krankheit eines ihrer sieben Kinder ihr eigenes Leiden sich verschlimmerte, tröstete ich die arme Frau. Da sagte sie mir: „Wir Christen müssen ja alles Harte und Widrige mit Freuden und selbst mit Dank von Gott annehmen. Der Pater sagte bei der Predigt, wir bekommen bei der heiligen Taufe nur darum so viele Kreuzzeichen, weil wir Christen sind.“ Mit großer Sorgfalt bereitete die christliche Mutter ihren Sohn zum Tode vor. Wenn ich kam, so sagte der Junge selbst: „Mutter, Schwester, ihr müßt nicht weinen! Nun gehe ich zum Himmelsvater, seid nicht traurig!“ Ich war tief bewegt, wie Johanna mit Starckmut dem toten Knaben dann selbst die Augen zudrückte und ihn öfters mit Weihwasser besprengte.

Johanna ist überall sehr beliebt und geschätzt. Neben den eigenen vielseitigen Pflichten tut sie für den Nächsten viel Gutes durch Rat und That. Einfach und praktisch, wie sie es als Missionszögling gelernt hatte, bleibt ihr immer noch etwas übrig für gute Zwecke. In ihrer Hütte stehen zwei wohlgenährte Kühe, denen Johanna viel Futter herbei trägt; dementsprechend hat sie auch jederzeit etwas Butter zu verkaufen. Fast jeden Monat brachte sie von dem ersparten Gelde zwei Rupien für

eine Sühnungsmesse auf den ersten Freitag oder auch für eine heilige Messe zu Ehren des heiligen Vaters Joseph, während welcher sie mit ihrer alten Mutter, die sie für die heilige Religion gewonnen hat, mit rührender Andacht die heilige Kommunion empfängt. Auch die hochwürdigen Herren Patres kennen unsere Johanna und jedesmal erwählen sie diese bei der heiligen Firmung als Patin für alle weiblichen Firmlinge. Johanna ist sich dieser neuen Pflicht wohl bewußt; schon oft lag ein Päckchen Heller auf dem Sakristeisch — mit der schüchternen Bitte um eine heilige Messe für die Firmlinge, damit diese, wie Soldaten Christi, treu bis zum Tode bleiben, als Christen leben und sterben.

Unsere gute Johanna lebt bis heute noch als Kreuzträgerin, wie ein duftendes Veilchen verborgen, im dunklen Heidenlande.



Dankbarkeit.

(Natal, Süd-Afrika).

Die Missionschule ist mit der Kirche wohl das Zentrum einer Missionsstation. Die Lehrerin, der die schwarzen Krausköpfchen für leibliche und geistige Bedürfnisse anvertraut sind, ist die Mutter dieser armen Negerkinder. Wer Liebe gibt, empfängt auch Liebe. Mütterliche Sorge schenkt die Missionslehrerin den anvertrauten Kleinen, und diese hinwieder hängen in kindlicher Dankbarkeit ihrer Mutter und Lehrerin an. Die Liebe befruchtet das schwere Erziehungswerk und Liebe lohnt es. Dies offenbarte sich so recht, als eine unserer Schwestern wegen eines chronischen Leidens ihr Arbeitsfeld verlassen mußte, um in einem anderen Klima die geschwächte Gesundheit zu stärken. Wie eine Bombe schlug diese Nachricht in die fröhliche Kinderschar. Aller Frohsinn, alle Heiterkeit war verschwunden. Ein lautes Weinen und Klagen setzte ein, so daß die Lehrerin Mühe hatte, die Kinder wieder zu beruhigen. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden ganz heimlich getroffen. Aber dem sorgenden ängstlichen Blick der Kinder blieb's nicht verborgen. Am Vorabend ihrer Abreise umringten die Kinder weinend und schluchzend ihre geliebte Mutter und Lehrerin. Sie wollten sie nicht fortlassen, sie waren von Schmerz überwältigt und konnten nicht beruhigt werden. Erst auf den ausdrücklichen Befehl ihrer Lehrerin verließen sie dieselbe, um sich trostlos in den Schlafsaal zurückzuziehen. Aber der Schlaf floh die ermüdeten Kleinen; denn ihr Kummer und Schmerz war zu groß. Gerührt über die Anhänglichkeit der Kinder, ging die Lehrerin nochmals in

die Kapelle, um ihre Lieblinge dem göttlichen Kinderfreund anzuempfehlen. In früher Morgenstunde, gegen 3 Uhr, fuhr der Wagen vor das Schwesternhaus, um die Lehrerin fortzuführen. Still und wehmütig machten die größeren Knaben alles in Ordnung, so daß die Schwester schon bald aufsteigen konnte. Ein letzter Blick noch zum Heiligtum, zur Schule, der Stätte jahrelangen, fruchtbaren Wirkens, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Doch was war das! Plötzlich erschien die ganze Kinderschar, die kleineren nicht ausgenommen, auf dem Plane. Ohne ein Wort zu sagen — sie hatte es ja am Abend zuvor streng verboten — setzte sich nun die ganze Schar in Trapp, um der geliebten Lehrerin das letzte Geleite zu geben. Die Tränen rollten den Kindern nur so über die schwarzen Wangen, bald perlte manchen schon der Schweiß auf der Stirne, andere waren fast außer Atem, denn der Kutscher fuhr zuweilen schneller. Aber keines der Kinder mochte zurückbleiben. Liebe und Dankbarkeit geben Kraft. Als endlich die ersten Sonnenstrahlen das Firmament röteten, ließ die Schwester halten. Sie konnte vor Rührung kaum sprechen, doch durfte sie nicht zulassen, daß die Kinder noch weiter ihr das Geleite gaben. Sie bat die Kinder, zur Missionsstation zurückzukehren, damit sie noch pünktlich zur heiligen Messe kämen und die heilige Kommunion empfangen könnten. Ein letztes Dankeswort der Kinder, ein letzter Abschiedsgruß und die ganze Schar, Schüler und Schülerinnen, kehrten stillschluchzend zur Missionsstation zurück. Beim göttlichen Kinderfreund suchten sie Trost für den großen Trennungsschmerz.

✻ ✻

Heiteres.

Aus dem Kongogebiet.

Die Schwester erzählt in der Schule den Mädchen die Geschichte von Sodom und Gomorrha. Das Negervölkchen gibt seinen Gefühlen gerne in allerlei Geberden Ausdruck, sei es durch Händeklatschen, Schnalzen mit den Fingern usw. Als nun in der Erzählung Loths Weib an die Reihe kam, wie sie zur Strafe für ihre Neugierde in eine Salzsäule verwandelt wurde, wischte sich ein Mädchen mit einer Miene des Ekels den Mund ab. Alle andern folgten ihrem Beispiel. Auf die Frage der Lehrschwester, was denn diese Störung bedeute, erhielt sie zur Antwort: „O das Salz, das wir bis jetzt gegessen haben, war also alles von Loths Weib. Da wollen wir lieber kein Salz mehr essen!“

Aus der Schule.

„Wende das Wort ‚ungeachtet‘ in einem Satze an.“ — „Ungeachtet des Automobils leben doch noch zahlreiche Menschen.“

Interessante Missionswanderungen in Ost-Afrika.

Von Schwester Engelberta.

Ein schnaubendes Dampfroß und kein rasselndes Auto, kein Postillon und kein Fahrrad bringen uns hier im Innern Afrikas über Berg und Tal, über manns-hohes Schilf und über rauschende Waldbäche. Die Pfade wären zu schmal und die Brücken, aus einem Baumstamm geschlagen, zu schwankend.

Da muß man wandern, wandern stundenlang, den Tropenhut auf dem Kopf und bewaffnet mit dem Bergstock. Wo der Weg es eben gestattet, nicht in einen Abgrund geworfen zu werden, besteigt man den Esel. Manchmal will es aber Herr Langohr gar nicht erlauben, besonders wenn es durch den Urwald geht. Da spitzt er die Ohren, will Reißaus nehmen, wenn er Gefahr wittert. So ging es unserer lieben Provinzialoberin Mutter Ubalda auf ihrer vorletzten Reise von der Mission Kilema nach der Station Kombo im Monat April 1925. Mit drei großen Mädchen, dem Eseltreiber und Herrn Langohr machte sie diese fast sechsstündige Fußtour.

Bis hin zum Urwald ging alles so ziemlich gut, nur über einige Brücken wollte der Esel durchaus nicht; er war einmal von einer derselben ins Wasser gefallen und ging nun lieber durch den Fluß über Stock und Stein.

Also, sie waren im Urwalde angekommen; siehe da! ganz frische Fußspuren einer ganzen Herde von Elefanten. Jetzt wollte Langohr umkehren und dem Krösus des Urwaldes nicht unter die Füße kommen. Lange hatten sie zu tun, ihn mit Gewalt zu führen, und die Mädchen fürchteten sehr, daß die Elefanten die Nähe des Esels wittern und erzürnt aus dem Dickicht kommen werden. Aber, Gott sei Dank, sie entkamen der Gefahr.

Mehr als eine Stunde lang führte der schmale Fußpfad durch den dunkelsten Urwald dahin. Als die kleine Karawane am Saum desselben wieder die freie Aussicht in weite grüne Bananenhaine gewonnen hatte, marschierte das Eselein wieder tapfer und fromm weiter und hätte unsere gute Mutter Provinzialin nicht mehr herabgeworfen wie vorher, als er die Elefanten witterte. Sie ist nämlich nicht mehr aufgestiegen, sondern zu Fuß gegangen, obwohl ihre Fußsohlen noch nicht ganz heil waren von der vorhergehenden zehn Stunden langen Fußtour, welche sie notwendigerweise nach einer andern Missionsstation machen mußte und wo ihr durch das Bergabsteigen die Nägel an den Zehen verwundet wurden und später abfielen. Ja, ja, die hochwürdigen Herren Missionare sowohl als auch

die guten Missionschwestern müssen hierzulande in dieser Beziehung große und schwere Opfer bringen und kommen nicht selten von solchen vielständigen Wanderungen todesmatt nach Hause. Freilich, man kann sich auch in der Hängematte von den Eingeborenen tragen lassen, aber die Missionare machen davon nur im Notfall Gebrauch; denn sie haben eben ihre Schwarzen zu lieb und Mitleid mit ihnen. In Natal hatte ich



Schw. Apollinaris mit ihren Pfleglingen in Rhodesia.

von solchen Reisen in Afrika noch wenig erlebt; ich kannte sie nur aus den Berichten anderer; hier in Ostafrika aber wollte ich selbst eine solche Tour mitmachen und begleitete Mutter Provinzialin nach Kombo, unserer nächsten Station von Kilema. Sie mußte dahin reisen, um der lieben Schwester Felizitas, welche erst seit Februar 1925 von Heilig Blut nach Afrika gekommen war, die ewige Profess abzunehmen.

Für meine Wenigkeit, besser gesagt Kleinigkeit, wurde die Matshella (Hängematte) mitgenommen und der den Schwestern

stets gutgesinnte Häuptling in Kombo (Heide) wollte uns mehrere Männer entgegensenden, die mich tragen sollten. Erst wollte ich aber zwei bis drei Stunden fest zu Fuß gehen, die Hängematte trugen indessen zwei starke Mädchen von Kilema. Der Esel trabte auch wieder mit, und ich muß sagen, er war so ziemlich artig — stolperte bloß zweimal tüchtig, hätte bald Mutter Ubalda in einen Fluß geworfen, in welchem noch dazu mehr als genug Krokodile sind; — auch ging er immer möglichst an der äußeren Kante des ohnehin schmalen Weges, neben gefährlichen Abgründen dahin, — er war nämlich einäugig und fürchtete stets den Schatten der Felsenwände. Nun, sehr verlockend war es nicht, sich ihm anzuvertrauen und Mutter Ubalda stieg denn auch bald nach kaum einer halben Stunde ab und zog vor, wieder den ganzen Weg bis Kombo zu Fuß zu gehen.

So wanderten wir drei volle Stunden, es war nun schon der halbe Weg durch große Bananenpflanzungen zurückgelegt, überall Hütten der Eingeborenen, Tausende und Tausende von Heiden. O wie viele Missionare und Schwestern könnten wir hier noch brauchen.

„Herr! sende Arbeiter in deinen Weinberg,“ so betet man unwillkürlich, wenn man diese vielen, vielen Hütten sieht, die Anpflanzungen dieser Heiden, welche einem, alle ohne Ausnahme, so freundlich und ehrerbietig begegnen und voll Vertrauen anschauen und grüßen „Jambo Mama“.

Nach dreistündiger rastloser Wanderung auf und nieder, wurde ich aber doch schon recht müde und die Männer, welche uns entgegenkommen sollten, waren noch immer nicht in Sicht. Die gute Mutter Provinzialin war meinetwegen schon recht in Sorge, ob ich ihr nicht etwa am Wege liegen bleibe — was dann tun in der Wildnis? Doch siehe da, wie gut der liebe Herrgott ist. Wir saßen am Eingang des Urwaldes, an der lieblichsprudelnden Quelle und ruhten etwas aus; da kamen vier Männer aus Kilema vorbei, Mutter Provinzialin sagte ihnen, daß ich schon recht müde wäre; gleich waren sie bereit, mich zu tragen. Aber ich hatte doch so etwas Angst, wie das wohl gehen wird, so hoch in der Luft zu schweben. Da ich jedoch müde war, machte ich nicht viel Umstände, legte mich in Gottesnamen in die Matshella (Hängematte); durch das leise Hin- und Herwiegen schlief ich sogar ein wenig ein und erholte mich vollkommen wieder. Die Sache begann ganz interessant zu werden. Bald fühlte ich, ohne etwas zu sehen, wie ich hoch den Berg hinangetragen wurde, dann, wie die Träger wieder vorsichtig tief abwärts stiegen; manchmal hörte ich das Wasser rauschen und dachte dabei schon an Krokodile und ähnliche Gefahren der Wildnis. Unwillkürlich lüftete ich das Tuch, welches über mich gebreitet war, um mich vor der

Sonne zu schützen, und schaute hinaus, doch konnte ich nur in die Wipfel der Bäume des Urwaldes sehen. Da, was war das? Richtig, da oben saß ein Tier und lugte auf mich herab. Was es war, konnte ich nicht so schnell unterscheiden, da die Männer sehr rasch gingen. Vielleicht war es ja ein Leopard?

Etwas über eine Stunde ließ ich mich tragen, dann aber wollte ich wieder gehen, denn ich sah den einen Träger vor mir so viele Schweißtropfen vergießen, daß mir der arme Mann leid tat; auch war ich vollkommen ausgeruht und sah, wie Mutter Provinzialin so tapfer fürbaß schritt, ganz hoch gerötet. Da hielt es mich nicht länger in der Matte. Kaum ausgestiegen, kamen uns jetzt vier andere Burschen, vom Häuptling entsendet, entgegen. Die ersten zwei hieß es, hatten einen anderen Weg eingeschlagen und waren zum Häuptling zurückgekehrt mit der Meldung, es wären keine Schwestern am Wege. Da sandte er noch diese vier nach, zu schauen, ob es auch so sei.

Aus dem Urwalde heraus sahen wir schon von ferne die Station Kombo mit ihrem Kirchtürmlein und den niedlichen Bauten in der Ebene liegen; freilich waren noch beinahe zwei Stunden Weges dahin. Dann tauchten in der Ferne schon Schwestern auf mit einigen Hauskindern und winkten uns freundlich zu. Die Aufnahme in der Station von seiten der beiden hochwürdigen Herren und unsern lieben Schwestern war die denkbar lebenswürdigste. Bald waren wir für die Strapazen des Weges reichlich entschädigt und saßen wohlgenut im trauten Klostlerlein beisammen. Der Geist der Liebe, des Friedens und der Freude wehte hier ganz sichtbar über dieser Stätte.

„Gleichwie der Schlaf dem Leib wohlthut,
So kommt Freude dem Gemüte zugut.“

Die freundliche und gastliche Aufnahme stärkte uns an Leib und Seele und als wir zum Schluß unsere Abendandacht in dem wirklich trauten Kirchlein vor den Stufen des Altars verrichteten, fühlten wir uns ganz glücklich und wie daheim.

Der folgende Morgen war ein Sonntag. Der Altar prangte in seinem herrlichsten Prachtschmuck; zart und sinnig hatte ihn die liebe Schwester Osmunda geziert; mit vieler Liebe, oft in Nachtstunden, hatte die gute Schwester Lucina die schönen, wirklich kunstvollen Blumen, Lilien, Maiglöckchen und Immortellen gemacht. Heute war ja der große, längst ersehnte Festtag, auf den sich schon alle in Kombo so sehr gefreut hatten, an welchem Schwester Oberin ihre ewige Profess in die Hände der guten Mutter Provinzialoberin ablegen sollte. Ganz Kombo freute sich auf diesen Ehrentag ihrer allgemein beliebten Oberin. Vorne beim Altare war der Ehrenplatz für die Himmelsbraut gerichtet, zwei weißgekleidete, kleine, schwarze Mägdlein mit Lilien in den Händen, knieten neben ihr. Die fein gezierte Professkerze strahlte



Schwester Felicitas am Tag ihrer ewigen Profess.

im hellen Lichtschein. Alles so feierlich, so herzerhebend. Es kam uns unwillkürlich das Gedicht in den Sinn:

Und alles ist so sonnig
Verklärt vom Morgenschein,
Und alles geht so wonnig
In Seel' und Aug' mir ein.
Ich trat mit frohem Herzen
Hinein zur offenen Pfort';
Wie strahlen doch die Kerzen
Hell vom Altare dort. Cordu'a.

Und so himmlisch schön, klar und heiter, wie dieser Sonntagsmorgen angefangen hat, wurde er auch beendet. Den ganzen Tag herrschte diese weihevollte, selige Stimmung und man konnte der jungen Professschwester in den Augen ablesen, daß sie inner-

lich ganz von Glück erfüllt war. Abends beschlossen wir mit bescheidenem Spiel und Scherz das kleine Familienfest.

Noch viel Liebes und Schönes gäbe es von der wirklich trauten Missionsstation Kombo zu erzählen; ich machte mich auch besser bekannt mit meinem „einäugigen Freund“, um die mannigfachen Bilder, welche sich so reizend dem Auge darboten, aufnehmen zu können, aber ich wollte diesmal nur von „Wanderungen“ schreiben, und so muß ich notgedrungen davon schweigen, keine Kleinigkeit für so 'ne alte Plaudertante, die so gerne gleich alles Schöne austramen möchte und andern erzählen, um ihnen Freude zu machen; denn: „Geteilte Freude ist doppelte Freude.“

Die Freude, o nenn sie nicht Schimmer!
Nur froh dem Gesichte vertraut! —
Du hast nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geschaut. Rittershaus.

Also von Reisen und Fußtouren in Afrika wollte ich erzählen, und davon habe ich schon soviel „hoch interessante Stücklein“ auf Lager, seitdem ich tiefer in den schwarzen Erdteil hineingedrungen bin, daß es wirklich nicht recht wäre, dieselben unseren freundlichen Lesern vorzuenthalten.

Wenn Sie an den langen Winterabenden im trauten Stübchen beisammensitzen, möchte ich Ihnen erzählen von den lauernden Krokodilen im Wasser, welches der arme, müde Missionar notgedrungen durchschreiten muß. Schade, daß ich nicht die abwechslungsreichen Szenen in Bildern vorführen kann.

Soeben hat uns in Kombo der hochwürdige Herr Pater Superior einen Fall erzählt, wie man ganz wunderbar Gottes Schutz erkennen kann. Er war mit einer kleinen Karawane auf Reisen von einer Station zur andern. Der Weg führte durch die Steppe, wo es ja bekanntlich von wilden Tieren wimmelt. Die Träger fingen bereits an, etwas müde zu werden, sie trugen schwer an Gepäck, Zelt, Tragaltar, Kirchengeräte, Medizinkästchen, Decken für die Nacht, und nicht zuletzt eine ziemlich große Kiste mit Proviant für mehrere Reisetage.

(Fortsetzung folgt.)

✻ ✻

Alle Sorge, alles Leid
Währt nur eine kurze Zeit,
Gehst du in den Himmel ein,
Wird es gleich vergessen sein.
Darum fest hinaufgeschaut,
Mutig stets auf Gott vertraut!
Gott mein Heil in dieser Zeit,
Gott mein Heil in Ewigkeit!

Bunte Bilder

ein bedeutendes Erziehungsmittel für unsere afrikanischen Missionen.

Unsere gute Schwester Vera schreibt mir aus Driefontaine (Rhodesia): Im Beginne unserer Tätigkeit, es war am Tage der ersten heiligen Kommunion unserer Kinder, zeigte ich meinen schwarzen Schülern bunte Bilder aus einem gewöhnlichen Erzählungsbuch. Gab das eine Überraschung! Ich weiß nicht, auf welcher Seite sie größer war, bei den Kindern oder bei mir. Solche Ausbrüche des Jubels und der Verwunderung hatte ich noch nicht wahrgenommen. Dieses Händeklatschen! Diese strahlenden Augen! Diese Ausrufe des Staunens in den verschiedensten Formen und in den höchsten Tönen! Das wiederholt sich noch oft, wenn auch oft stiller und gedämpfter, fast täglich in der Religionsstunde. Wenn ich nämlich den Kindern die Religionswahrheiten genügend erklärt habe, greife ich gewöhnlich zu einer großen Bilderrolle; die farbigen Landschaftsbilder des Südens, der azurblaue Himmel, die stolzen Bauten und orientalischen Trachten des biblischen Altertums sind in diesem höchst schätzenswerten Lehrmittel recht wirkungsvoll wiedergegeben. Unmöglich ist es mir, Ihnen die atemlose Spannung zu beschreiben, mit der die Kinder jede Bewegung der Schwester verfolgen, bis die „Wunderrolle“ entfaltet ist. Ja manchmal schwillt mir das Herz und das Auge wird feucht angesichts dieser unverdorbenen Naturkinder, die mit großen, ausdrucksvollen Augen und geöffnetem Munde all das Neue, Ungeahnte, Unfaßbare, Geheimnisvolle mit tiefen Zügen in ihre durstigen Seelen hineintrinken. Wie oft denke ich da an manche Großstadtkinder in Europa, deren arme verbildete Seelen oft so weit an Empfänglichkeit für das Uebernatürliche vor diesen armen Schwarzen zurücksteht.

Vielleicht fragen Sie mich, ob den Negern nicht die Ausdauer und Fähigkeit abgeht, das Aufgenommene innerlich selbständig zu verarbeiten? Mitnichten. Folgende kleine Erzählung ist ein Beispiel aus Hunderten.

Der Winter schwingt hier sein Zepter nicht mit Eis und Schnee und doch macht er sich empfindlich bemerkbar, besonders bei den armen Schwarzen, denen die nötigste Bekleidung fehlt. Die Mädchen sind in diesem Punkte besser daran wie die Knaben, da sie von ihrem zukünftigen Ehemann, an den sie leider jezt noch vielfach früh verkauft werden, Wolldecken erhalten. Wehe dem armen Geschöpf, das durch irgendeinen unglücklichen Umstand stiefmütterlich behandelt wird und ohne Decke herumlaufen muß. Die Kälte ist nämlich bei unserem Volk das gefürchtetste

von allen Übeln, während sein höchster Genuß ist, beim flackernden Feuer zu sitzen oder sich von der Sonne braten zu lassen. Dazu kommt noch, daß solch ein armes Mädchen, das keine Decke bekommt, statt Mitleid nur Verachtung findet.

Elisabeth, ein Mädchen von recht schwierigem Charakter, wartet heuer bis jetzt noch vergebens auf die heißersehnte „Djira“ (Decke). Ich glaubte nun sicher, sie werde ihrer Verbitterung wie so oft im vorigen Jahre durch unheimliche Zornausbrüche oder finstleres Schmollen Luft machen. Doch nichts davon. Eines Tages, es war bitterkalt, wurde sie von der Schwester zur Werkstatt des Bruders geschickt. Statt der vielgepriesenen „Djira“ hatte sie einen alten Sack um die Schultern geschlagen. Auf die Frage, ob sie sich denn nicht fürchte, von den Jungens ausgelacht zu werden, antwortete sie mit einem hellen, wirklich von Herzen kommenden Lachen und äußerte in ihrer innern Freude: „Die Armen sind doch die Lieblinge Jesu, wie sollten sie da traurig sein.“ Das war nach meinen hier gemachten Erfahrungen ein Musterstück von Überwindung und es kamen mir die Worte in den Sinn, wo der Heiland sagt, daß es den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart wird. Die bunten Bilder hatten einen so günstigen Eindruck auf unsere wilde Elisabeth gemacht.

Unsere armen Außenstationen sind nicht so glücklich, Anschauungsbilder zu besitzen und es wäre gewiß kein kleines Liebeswerk, alte Bilderbücher und Bilder, besonders bunte, für unsere Missionen zu sammeln.

Das Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn nimmt gerne solche Liebesgaben in Empfang.

Schw. M. B.



Selbstverkauf.

(Ost-Afrika.)

Schwester, kauf mich doch, meine vielen, vielen Kinder sind mir gleich nach der Geburt gestorben, und weil ich nun alt und runzelig bin, will mich niemand mehr kaufen.“

„Ich hab aber kein Geld, womit soll ich dich kaufen?“ erwiderte ich einer alten Negerfrau aus dem Massai-stamm und schenkte ihr zur Beruhigung einige Maiskolben. Entzückt über das Geschenk, rief sie laut: „Alles, was du unternimmst, soll dir Glück bringen und sich unter deinen Händen zehnfach vermehren, und jene Mutter, welche dich hierher geschickt hat, besitzt das Recht, Butter und Honig mit Löffeln zu essen, und der Große mache ihr zum Geschenk ein kühles Bananenheim!“

Weil das arme Mütterlein wirklich verachtet und ausgeschaltet war aus seiner früheren Umgebung, behielten wir es auf der Missionsstation. Durch kleine Arbeiten in der Kinderküche suchte sie sich noch so viel als möglich nützlich zu machen. Sie sah die Kinder beten und zur Kirche gehen; alles, was diese taten, wollte sie auch lernen. Das Schwerste war jedoch für sie, das Kreuzzeichen zu machen. Sie konnte weder links noch rechts; zudem war der eine Arm steif wie Holz.

„Weißt du denn nicht, daß ich alt bin und deshalb Wasser im Kopf habe?“ fragte sie mich. „Die Kinder haben noch Blut und Verstand im Kopf; aber ich will doch lernen und klug werden.“

Da sie noch nicht getauft war, sollte sie am Sonntag während des Gottesdienstes in der Kinderküche bleiben. Aber siehe da! Wer schreitet da beim Hochamte mitten durch die Menge bis zur Kommunionbank vor? Es war unsere alte „Mouli“. Sie breitete die Arme weit aus und rief: „So, jetzt weiß ich, warum die ganze Volksmenge nach hier läuft; hier ist wohl der Himmel, so etwas Übersichönes habe ich noch nie gesehen!“ Schleunigst mußte ich das verwunderte Mütterchen zum Schweigen bringen, da ihr Auftreten große Störung verursachte.

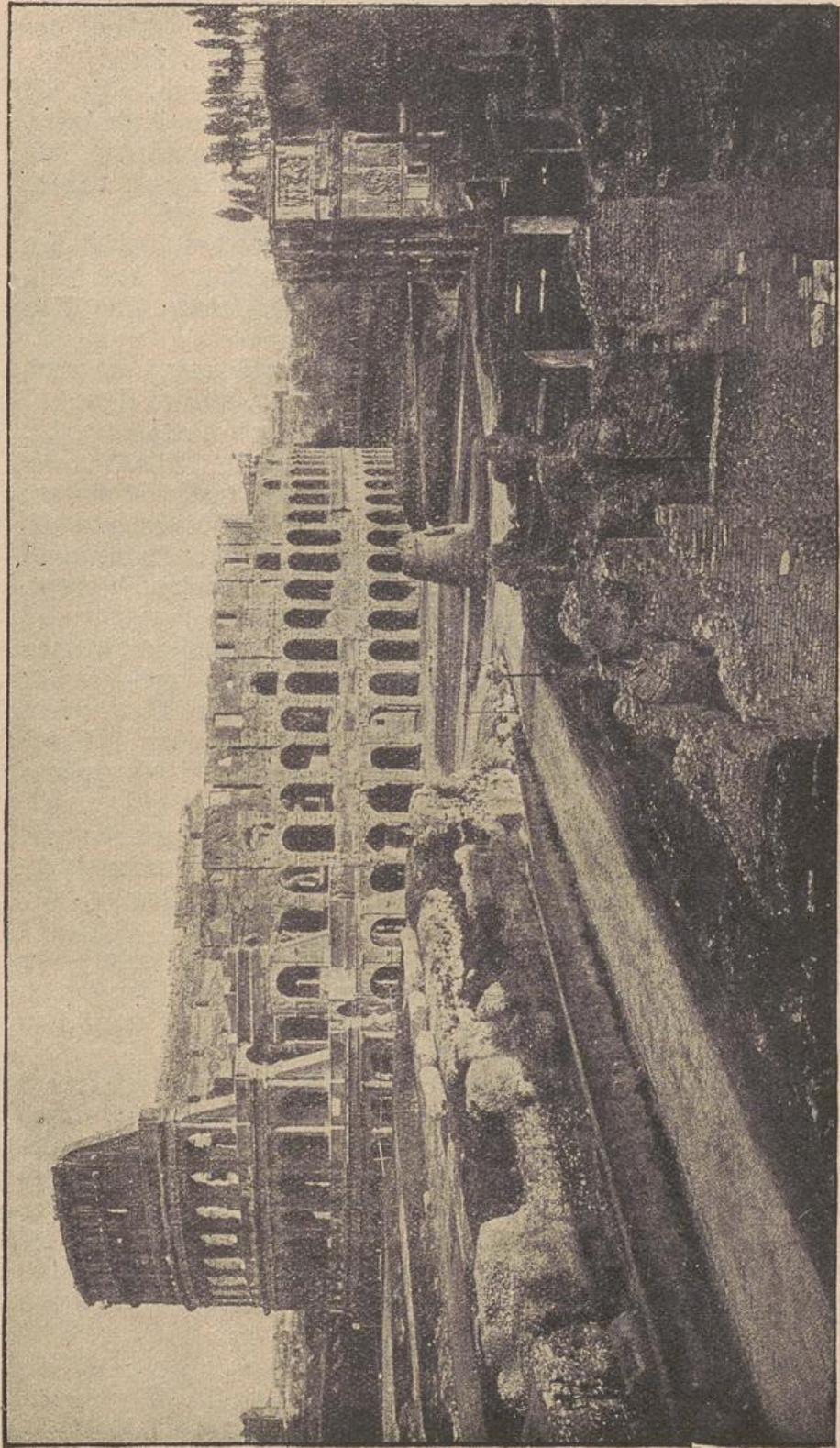
Allmählich bekam sie einen klaren Begriff von unserer heiligen Religion; bald konnte sie das Ave Maria beten und sie war so glücklich, daß die liebe Himmelsmutter auch ihre Mutter sein wollte. Kam sie dann in die Kirche, so betete sie am liebsten: „Lieber Gott, da ist deine alte Mouli, sie will dir Jambo ‚Guten Tag‘ sagen.“

Nach vielen Geduldsproben brachten wir sie soweit, daß sie zur heiligen Taufe und später zur heiligen Kommunion zugelassen werden konnte. Dieses Glück verjüngte sie förmlich und als sie zum erstenmale zum Tisch des Herrn ging, zitterte sie vor Ehrfurcht und konnte nicht begreifen, wie der König des Himmels und der Erde sich würdigen könne, bei ihr, einem alten, armen Mütterchen, das tausend Falten auf der Stirn hatte, Wohnung zu nehmen.

Jetzt ist ihre liebste Beschäftigung das Rosenkranzgebet; wenn sie im Garten jätet, hat sie stets in der einen Hand ihren Rosenkranz, mit der anderen sucht sie das Unkraut. Unermüdet dankt sie dem lieben Gott für seine Barmherzigkeit und daß sie sich selbst verkauft hat um ein paar Maiskolben. Das Licht des Glaubens hat sie gelehrt, daß sie von Gott um den teuersten Preis des kostbarsten Blutes Jesu, seines göttlichen Sohnes, erkauft wurde. —

✻ ✻

Stammen nicht drei Viertel all unserer Abel, und noch viel mehr, aus der unberechtigten Wertschätzung unserer selbst und aus dem Streben, uns selbst zur Geltung zu bringen? (Goldkörner.)



Das Kolosseum in Rom, den Heiden ein Schauspielhaus, den Christen eine Opferstätte.

Der große Vogel.

(Zanzibar.)

Es war an einem Nachmittag. Dicke Wolken bedeckten den Himmel; die Leute flüchteten in die Häuser, denn ein schweres Gewitter stand bevor. Nur unser Boy Masai blieb im Freien. Es dauerte nicht lange, da meldete uns jemand: „Schwester, komme sofort mit und schaue nach deinen Bananen; die sind reif.“ „O,“ sagte ich, „warum denn jetzt, da doch Regen zu befürchten ist? Ich komme später!“ „Nein, nein,“ war die Antwort, „sofort.“ Ich ging mit und dachte, es muß doch sicher etwas Besonderes vorgekommen sein. Als ich in die Nähe der Bäume gekommen war, blieb ich stehen und schaute nach rechts und links. Ich sah eine schöne, gelbe Bananentraube, deren Schalen hell glänzten. Ab und zu kam eine lange Stange zum Vorschein, welche eine Banane nach der andern herunterholte. Ich ging einige Schritte weiter und sah unsern Freund Masai unter dem Baum sitzen; er pflückte und aß. Doch wie erschrak er, als er plötzlich meine Stimme hörte, die ihm zurief: „Masai, du stiehlst uns die Bananen!“ Nun, eine Ausrede gibt es ja immer, besonders bei den Schwarzen. So war es auch hier. Die Antwort war sofort bereit. Sie lautete: „Schwester, du sagst, ich stehle, das ist aber nicht wahr. Wäre ich nicht hier gewesen, so hättest du keine einzige Frucht mehr. Ein großer Vogel pflückte eine Banane nach der andern ab und fraß sie auf. Sieh hier die Schalen, schau, wieviele er schon gefressen hat! Bald wären sie alle fort gewesen. Ja, es ist gewiß wahr, soeben habe ich den großen Vogel fortgejagt. O wie schade um die schönen Bananen!“ Ich erwiderte ihm: „Siehe, du kannst wohl mich belügen, aber nicht den lieben Gott. Er wird dich für die Lüge strafen.“ Dann entfernte ich mich. Als ich abends nach Hause gehen wollte, lief unser Masai hinter mir her und rief: „Warte, warte! Ich kann nicht eher schlafen, bis ich um Verzeihung gebeten habe.“ „O,“ erwiderte ich, „du hast doch nur den Vogel fortgejagt. Das war ja eine gute Tat.“ Da gestand er: „Nein, Schwester, warte! Es war kein Vogel. Ich war es! Ich habe gestohlen und gelogen. Verzeihe mir, damit der große Gott mich nicht straft.“ Aus unserm Bananendieb ist vor drei Wochen ein Christ geworden. Sein Name ist Raphael. Hoffentlich wird er gut bleiben.

✻ ✻

Bei Tische darfst nie den weisen Spruch vergessen:
Man ißt, damit man lebt, und lebt nicht um zu essen.

✻ ✻

Von Vlissingen nach Mariannahill.

Wenn wir bei Vlissingen oder Rotterdam einem Dampfer, der etwa nach dem Süden unseres runden Globus geht, nachsehen, bis er dem Auge entschwindet, dann kommt es uns vor, als läsen wir die Seite eines Buches fertig, können aber nicht umblättern. Und doch möchten wir die Geschichte von diesem Schiff bzw. den Menschen darauf weiter wissen.

Die sollt ihr nun heute erfahren. Schwester M. Theobalda erzählte jüngst in einem Brief, wie sie am 24. September, genau vor einunddreißig Jahren, nach dem schwarzen Erdteil fuhr.

Am 16. August 1894 standen wir, 8 Postulantinnen und einige Postulanten, vor dem gewaltigen Dampfer in Vlissingen. Wir schauten uns das dampfende und brausende Ungeheuer von allen Seiten an. Mit einem gemischten Gefühle. Mit dem Jauchzen erfüllter jahrealter Sehnsucht, und doch auch mit jenem feinen, leisen, stillen Weh, das ein jedes Menschenkind überkommt, welches jenen Boden, jenes Land, jenen Erdteil verläßt, auf dem seine Wiege stand und wo seine Teuren zurückbleiben. Eine ganz tolle Macht im Menschenherzen ist das Heimweh. Das Heimweh nach den irdischen väterlichen Hütten. Aber stärker noch das ewige Heimweh nach dem Himmel und der Missionswunsch, recht viele Seelen mitzunehmen. Es war uns, als ob dieses ewige Heimweh in die Schrauben und Räder griffe, als der Dampfer, einen tiefen Atem aus den untersten Lungen holend, sich ganz langsam in Bewegung setzte. Zum letztenmal winkt und grüßt das Vaterland, grüßt die sorgende Schwester Oberin. Der Wind steht still, als vergäße er in diesem unsagbar feierlichen Augenblick das Wehen. So schwimmt die kleine Welt des Riesenschiffes in das große atlantische Meer, dem Süden zu, dem wunderbaren Süden zu. Dieses Wort „Süden“ birgt für eine europäische Missionschwester alles, was es auf Erden an Jauchzendem, Erhabenem, ganz Großem, Überwältigendem gibt . . . ein Volk von großen und kleinen Heiden . . . alle mit dunklen Gesichtern und dunkler Seele . . . und doch alle für Christus berufen . . . sei still, Heiland . . . du sollst sie haben, ich fahre ja zu diesem wartenden Süden . . . Taufe . . . Gnade . . . seliges Leben und Sterben . . . und noch seligere Ewigkeit . . .!

Von all den Unausprechlichkeiten sind wir erfaßt da draußen auf dem einsam hohen Ozean zwischen Himmel und Erde, wir und unser tapferes, fleißiges Schiff.

Fünf Wochen lang fahren und sehnen und träumen und betrachten wir. Dann sind wir am Ziel.

Vor Durban legt unser Dampfer an. Noch draußen am Meer, weil er mit seinem Riesenleib in dem damals noch nicht

ausgebauten Hafen keinen Platz hatte. Wie Gepäckstücke wurden wir in den kleinen Landungsdampfer verladen. Es war zum Lachen komisch und doch auch nicht ganz geheuer. Immer drei bis fünf Personen mußten in einen verschlossenen Korb. Dann wurden wir hinuntergelassen in die ganze sterbliche Wackeligkeit der wichtigstuerischen Nußschale von einem Dampfer. Wir schaukelten und baumelten förmlich durch die Wellen ans Land. Wer die Geheimnisse der Seekrankheit noch nicht kannte, erfuhr sie hier. Doch still! Aber solche üble Dinge spricht man nicht. Man fügt sich einfach in das unvermeidliche Schickjal.

Und nun der Augenblick, dem alle vergangenen Wochen und Tage und die vielen hundert Stunden galten! Der erste Schritt auf die fremde Erde, auf den Boden des schwarzen Erdteils, in das Land des herbeigebeteten Südens. Ich sage euch, da geht der Puls nochmal so schnell und der Fuß zittert einem in den Schuhen. Als wenn Gott selbst uns bei der Hand nähme, uns ans Land zöge und sagte: Siehe, hier warten Tausende von Schwarzen auf dich, — so ist es einem. —

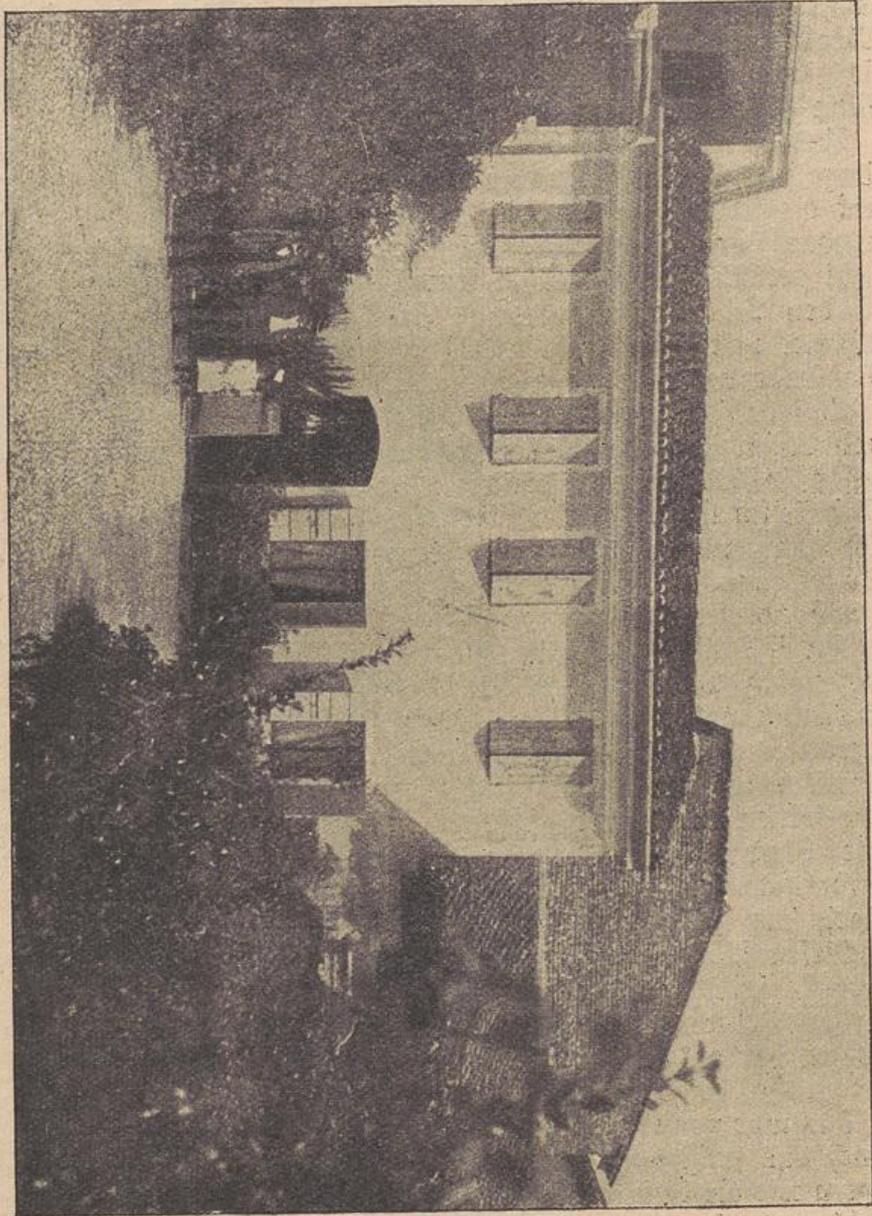
Und da sehen wir sie schon, die vielverlästerten Zulukaffern, von denen jeder die gleiche unsterbliche Seele hat wie der Professor in Berlin und der Senator der Vereinigten Staaten! Wie sie im Hafen schaffen, beim Ein- und Ausladen der Schiffe sich tummeln und dabei verstohlene Blicke zu den merkwürdigen Gästen aus der ganz anderen Landkarte der Weltgeographie hinüberwerfen.

Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends brachte uns die Eisenbahn Natal's vom Hafenplatz Durban nach Pinetown. Hier steigen wir aus. Ein Missionsbruder erbarmt sich unseres Gepäcks. Wir selbst werden auf Leiterwagen verstaft. Und durch das afrikanische Dunkeln und Dämmern geht's der Missionsstation zu. Von den fernen Hügeln her glühen durch die Lüfte kleine Feuerchen wie Sterne, die vom Himmel stiegen. „Die Eingeborenen verbrennen ihr altes Gras,“ erklärt ins mächtige Schweigen hinein der Fuhrmann.

Diesen Abend vor einunddreißig Jahren! Bis zum Tode vergesse ich ihn nicht. Es war, als ginge der Tag unseres bisherigen Lebens zu Ende und als stiege mit der morgigen ersten Sonne der andere, zweite Tag unseres Erdendaseins herauf, der große, heiße afrikanische Tag unserer Mission.

Das war vor einunddreißig Jahren! Du fragst: „Und heute?“ Auch das sollst du wissen. Nach zwei Jahren an Allerheiligen legten wir die heiligen Gelübde ab. Zwei von uns sind freilich nicht mehr in Afrika, auch nicht in Europa, überhaupt nicht mehr auf dem Planeten. Das Nervenfieber hat sie geholt hinüber in die ewige Heimat! Die Glücklichen!

Wenn wir am Abend so hineinschauen in die großen afrikanischen Sterne, die hier viel näher zu sein scheinen als in



Geburtshaus Papst Pius' X. in Riese.

Europa, dann ergreift uns wieder das allgewaltige ewige Heimweh, das uns in unserem Schiff vor einunddreißig Jahren in die Glieder gefahren ist:

„Ich möchte heim!
Mich zieht's dem Vaterhause, dem Himmel zu,
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur ewigen Ruh'!“

Doch nein! Wir dürfen noch nicht heim. Wir müssen und wollen, solange der ewige Vater es will, bei unsern Kindern bleiben, bei unsern lieben, lieben Kindern, bei den schwarzen Menschenkindern von Natal. So ist es Pflicht selbstloser Mütter!



Hamisi, der Mohammedaner.

Aus Walezo, Zanzibar.

Hamisi, ein alter Mann von etwa 70 Jahren, kam eines Tages zu mir und bat um Aufnahme mit der Bedingung, daß er, wenn er wieder gesund sei, nach Hause gehen dürfe; „denn“, so sagte er, das Wasser soll mir doch nicht vor dem Sterben über den Kopf gegossen werden.“ (Taufe.) „Komm nur herein“, sagte ich, „du wirst gesund und kannst dann wieder nach Hause gehen.“ O, wie freute er sich da! Zum Dank für die Aufnahme zog er sofort seinen langen Rosenkranz aus dem Ärmel und begann laut zu beten und Mohammed zu preisen. Er nahm vor lauter Dankgebet sich nicht einmal soviel Zeit, den Speichel niederzuschlucken; dieser rann beständig durch seine Zähne zur Erde. Hamisi wurde besser. Da bat er denn auch bald um die Erlaubnis, in sein Haus zurückgehen zu dürfen. Ich gab sie ihm, jedoch mit schwerem Herzen. Doch tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß er zurückkehren würde, wenn es ihm schlecht erginge, da er ja in guter Stimmung von uns schied. Bei seinem Weggang dankte er herzlich und sagte: „Wenn ich wieder krank bin, komme ich nur zu dir!“ Es vergingen zwei bis drei Wochen, in denen ich nichts von ihm hörte. Eines Abends kam ein Mann zu mir und sagte: „Schwester, ich kenne einen alten Mann. Er liegt sterbenskrank in seiner Hülte. Vor kurzem sah ich ihn bei dir.“ Ich erkundigte mich näher nach dem Kranken und kam zu der Überzeugung, daß dieser kein anderer sein konnte als Hamisi. Am anderen Morgen schickte ich sofort einen Wagen, um ihn zu holen, da man mit den Mohammedanern in ihren eignen Häusern nicht gut von Religion sprechen kann. Aber der Wagen kam ohne den Kranken zurück, denn man hatte befürchtet, er würde

auf dem Transport sterben. Das Verlangen jedoch, diese Seele unbedingt zu retten, suchte und fand noch einen Ausweg. Sofort wurden zwei starke Männer mit einem Bett weggeschickt. Ich versprach ihnen Geld für den Fall, daß sie den Kranken noch lebend zu mir brächten. Die Aussicht auf das versprochene Verdienst stärkte ihre Glieder; sie gingen nicht, sondern sie liefen. Abends, als ich eben Walezo verlassen wollte, kamen sie mit dem Kranken glücklich an. O welche Freude, als ich mich über das Bett beugte! Hamisi streckte mir beide Arme entgegen und sagte: „Wie freue ich mich, wieder bei dir zu sein. Ich konnte nicht mehr allein kommen.“ Dann erzählte ich ihm vom lieben Gott, — denn der Tod war nahe. Er ließ sich mit Freuden taufen und betete. Als ich fort ging, lachte er mich an und sagte: „Ich danke dir!“ Es waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. In der Nacht entschlief er ruhig, um in einem besseren Jenseits zu erwachen. Nach solch schönem Abend schließt eine Missionschwester froh ihre müden Augen zum friedlichen Schlafe.

Schw. M. Fr.



Praktisch.

(Ost-Afrika.)

Sängst schon hatte ein junger Ehemann von unseren Neuchristen sich ein europäisches Herrenhemd gewünscht. Dieses war für einen armen Neger sehr teuer, trotzdem aber sollte dieser heimliche Herzenswunsch erfüllt werden. Fleiß und Sparsamkeit reichten sich die Hand zum Bunde, um das Geld zu beschaffen, und freudestrahlend sehen wir eines Sonntags den jungen Mann in seinem schneeweißen, gepreßten europäischen Hemde einherstolzieren. Wie groß war nun unsere Überraschung, als wir eines Tages diesen Glücklichen daherkommen sahen mit einem sonderbar gestalteten Bündel auf dem Kopfe, indessen sein Oberkörper fast nackt, nur ein wenig noch mit dem üblichen Lendentuch bedeckt war. Was war denn da geschehen? Unser junger Mann war in seinem schönen, neuen Hemde zum Markt gegangen, um sich auch dort mit Genugthuung von seinen schwarzen Landsleuten bewundern zu lassen. Dann kaufte er verschiedene Waren ein: Reis, Mehl, Salz und Hirse. Aber o Schrecken, er hatte weder Korb noch Sack bei sich. Wohin nun mit den Waren? Wie dieselben nach Hause bringen? Da war guter Rat teuer. Unser Schwarzer aber wußte sich zu helfen. Das neue Hemd wurde ausgezogen. Der eine Armel wurde mit Reis gefüllt und abgebunden; in den andern Armel kam Salz in derselben Form; der übrige Teil des Hemdes wurde dann

ebenfalls so unterbunden, so daß im oberen Teil das Mehl und im unteren die Hirse verschwinden konnte. Dieser vierfache Bündel wurde zusammengeschlagen, so daß er ein komisches Ganze bildete, das unser wackere Ehemann auf dem Kopfe stolz nach Hause trug. Und welches Staunen ergriff seine zarte Egehälfte, als er ihr aus einem Hemd die vier Sorten: Reis, Mehl, Salz und Hirse ganz lauter und ungemischt — in ungemischter Freude in die verschiedenen Kochtöpfe schüttete! War das ein praktisches Hemd! Dann wurde es wieder in seiner ganzen Länge und Breite über den Kleidern getragen als wahres Prunkstück.



Die sonderbaren Feuerwehrmänner.

In der Station Farview war eine Schwester gestorben. Nach der Schule kamen die Kinder an den frischen Hügel und taten, was sie den Klosterfrauen abgeguckt hatten; sie beteten und sprengten geweihtes Wasser auf die Erde. Dann gingen sie fort. Nur ein paar sechs-, sieben- und achtjährige Mädchen blieben zurück, holten sich eine Gießkanne und fingen nach wichtiger, gegenseitiger Abmachung an, auf Mord und Tod zu gießen. Das Wasser lief in Bächen nach allen Richtungen der Windrose vom Grabhügel weg. In diesem Augenblick kam die Schwester, die den Friedhof zu besorgen hatte, und rief ziemlich kräftig: „Um Gotteswillen, Kinder, was macht ihr denn da?“ Die Kleinen erschrakten über diesem ertapptwerden gewaltig, ließen die Gießkanne fallen und sagten weinerlich: „. . . . löschen Schwester.“ „Wieso?“ seht diese ihre Untersuchung fort. Dann kam das lustige Ende der Beichte der Kleinen: „Das Fegfeuer auslöschten der braven Schwester da unten.“



Heiteres.

Professor: „War es vor 100 Jahren kälter oder wärmer als jetzt?“ — Schüler (denkt nach): „Ich erinnere mich wirklich nicht, Herr Professor.“

Treffliches Beispiel. Der Lehrer (erklärt den Jungen wie die Natur sich oft selber hilft): „Seht, ist ein Mensch blind, so ist meistens das Gehör besser entwickelt, oder ist einer taubstumm, dann wird der Tastsinn besonders scharf ausgebildet. Wer weiß mir ein ähnliches Beispiel?“ — Michele: „Ich, Herr Lehrer, unsere Tante hat von Jugend auf ein kürzeres Bein, dafür ist ihr anderes länger!“

Gebetserhörungen.

Maria Trost.

Wir hatten für eine kranke Mitschwester eine Novene gehalten zu Ehren der drei heiligsten Namen und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu und Veröffentlichung versprochen. Die völlige Genesung erfolgte wohl nicht gleich. Wir hielten noch eine Novene zu den armen Seelen, und die kranke Schwester hielt selbst noch eine zum verstorbenen Heiligen Vater Pius X. Nach dieser Andacht fühlte sie sich körperlich vollständig gesund. Bitte um Veröffentlichung.

Dem heiligen Vater Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Hilfe in finanzieller Not!

Etwas für Verleumder.

Ein Mann ging mit einem Stück Tuch zum Färber und ließ es schwarz färben. Kurz darnach ging er wieder zu dem Färber mit einem Stück schwarzen Tuch, welches er weiß zu haben wünschte. Der Färber erklärte, daß er irgend ein Tuch schwarz färben könne, daß aber kein Färber in der Welt im Stande sei, ein Stück schwarzes Tuch weiß zu färben. Er machte dabei die treffliche Bemerkung: „Es ist mit dem Tuche, wie mit dem guten Namen eines Mannes; man kann denselben leicht anschwärzen, aber nicht wieder weiß machen.“

Zahlenrätsel.

Architektonische Stütze	1	2	3	4	2	5	6	5	2	4	3	2	1
Die Arbeit	2	1	7	2	1	8	9	10	2	3	3	2	
Amors Waffe	3	4	2	8	2	9	6	5	2	4	3		
Fortpflanzungsmittel	4	11	9	2	12	13	2	11	2	4			
Pflanze	2	14	2	3	1	15	16	13	2				
Bald entwickelt	5	1	17	18	1	2	4	5					
Männlicher Name	6	18	4	3	4	6	6						
Adelstitel	5	1	2	4	19	1	15	5					
Geschenk	2	18	1	2	11	19	15	8	2				
Himmelspforte	4	15	11	16	15	20	21	2	3	4			
Großer Teil	3	23	7	2	11	15	11	13	2	4	3		
Himmliche Stimme	2	11	19	2	3	9	9	13	4	23	23	2	
Architektonische Stütze	1	2	3	4	2	5	6	5	2	4	3	2	1

Es ergibt sich von jeder Ecke aus, vor- oder rückwärts, nach oben oder unten gelesen, stets dasselbe Wort.

Auflösung des Bilderrätsels aus Nummer 3.

Fahr' zu, o Mensch, treib's auf die Spitze
 Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft;
 Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blicke,
 Kommst weiter nicht, als bis zur — Gruff.

Caritasblüten

Nr. 6

1925



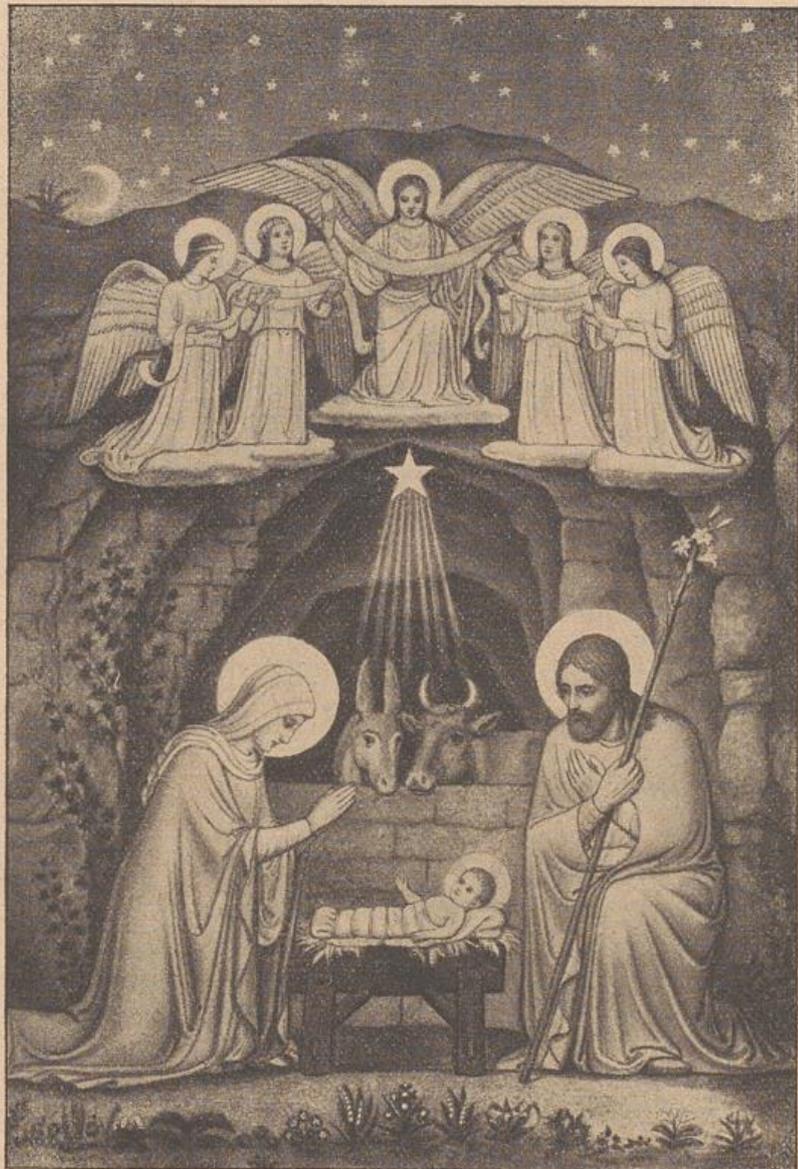
Seliges, fröhliches Weihnachtsfest!

Allen, die hienieden
Eines guten Willens sind,
Bringt das holde Himmelkind
Segen, Freude, Frieden.



Weihnacht! Heilige Nacht! Welch unbeschreiblicher Zauber liegt in diesen schlichten Worten. Draußen alles still — die Erde schlummert unter ihrer weißen, glitzernden Decke — kein Vogelgesang — kein lachendes Blümchen — kein plauderndes Bächlein. Am Waldesaum stehen steif und starr die stolzen Tannen mit weißem Pelz verbrämt. Auf den Dächern und über den Wassern, oben auf Bergeshöh' und unten im Tal, auf weitgestreckter Ebene und auf schlängelnden Hügeln, überall glitzert Eis und Schnee — und doch — regt es sich und bewegt es sich — in Tausenden von Menschenherzen und kein Frost und keine Kälte und keine Eiszapfen und kein Ostwind können die Freude bannen, welche das lieblichste aller Feste in den Herzen der Menschenkinder weckt.

„Das Christkindlein kommt“, schallt es schon Wochen vorher aus hellen Kinderstimmen — und ist es auch nur wenig, was es dem einen oder andern an irdischen Gaben bringt — es ist „vom Christkindlein“. O selige, fröhliche Kinderzeit! Möchte doch der kalte Glaubenshaß dem zarten Kinderherzen nicht das Schönste entreißen, Kindeseinfalt und Kindesglaube. Nein, nicht der moderne Weihnachtsmann, sondern das „Christkindlein“ kommt und will die Herzen der Kleinen und nicht minder auch der Großen glücklich machen, ihnen Frieden und Freude und Segen bringen. Das Christkindlein kommt! O öffnen wir ihm Tür und Tor, Herz und Seele!



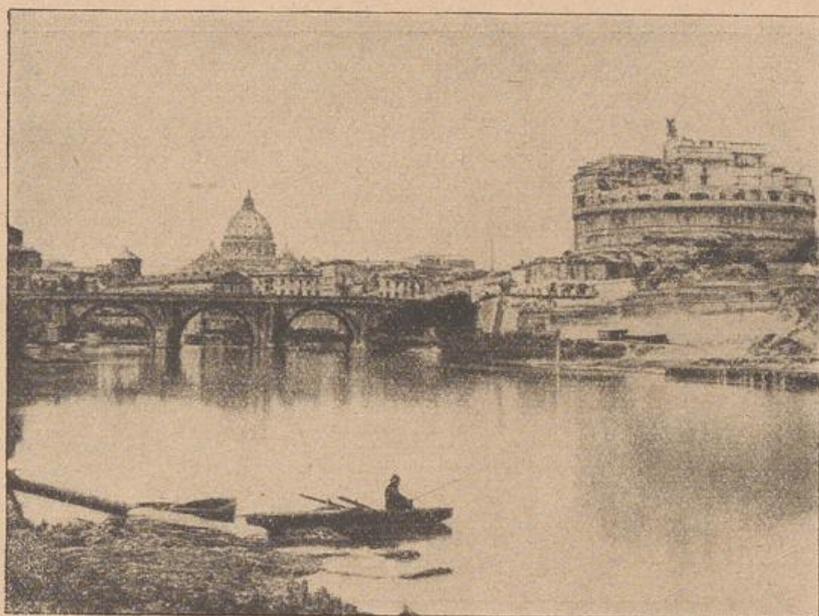
Geburt Christi nach Beuroner Schule.

Es sehnt sich ja nach unserm Glück — es will bei uns bleiben in Leid und Freud, es will uns unser Kreuz tragen helfen und uns den Weg zeigen, nicht zum kurzen, zerbrechlichen, trügerischen Erdenglück, sondern zur ewig dauernden, unvergänglichen Himmelsfreude. Machen wir es nicht wie die stolzen Bethlehemiten, sondern eilen wir wie die guten, eifrigen Hirten und die Weisen aus dem Morgenlande zu ihm, zu seinem Krippllein. Wie hat diese Liebe zum „Christkindlein“ sie in Ehren gebracht! Auf der ganzen Welt, wo immer das Evangelium verkündet wird, sind die heiligen drei Könige und die armen Hirten eine Leuchte des Glaubens und der Ruhm unserer heiligen Kirche!

So „laßt uns nach Bethlehem gehen“, wo das Christkindlein uns seine Arme öffnet und Trost und Freude und Liebe in unsere Herzen gießen will. Ihm widmen und weihen wir unsere schlichten Caritasblüten; zu seinen Füßen legen wir alle Anliegen unserer lieben Leser und Leserinnen, unserer werten Gönner und Wohltäter und aller, die an der Ausbreitung des Reiches Christi mitarbeiten.

Möge der kleine König von Bethlehem sie alle segnen und ihnen mit göttlicher Freigebigkeit schenken

ein gnadenvolles, glückseliges neues Jahr!



Engelsburg mit Brücke, im Hintergrund die Peterskirche.

Klänge aus dem römischen Jubeljahre 1925.

Von Dechant Dr. G. Hüften.

Rom! Sobald das Wort nur fällt, durchschauert es die Seele in freudig wehmütiger Erregung. Diese drei Buchstaben umschreiben eine ganze Welt, etwas das sich mit Worten nicht aussprechen, mit Farben nicht wiedergeben läßt. Schon im Altertum Roma aeterna — das ewige Rom —, bis ins späte Mittelalter noch Roma aurea — das goldene Rom — genannt, nimmt es, was Schätze an Kunst und Wissenschaft betrifft, unstreitig unter allen

Städten des Erdkreises den ersten Platz ein. Und nun erst als Hauptstadt der katholischen Christenheit, als Sitz der Statthalter Christi, und darum als Fels der Einheit und Wahrheit, welchen Wert gewinnt da nicht Rom in den Augen der gläubigen Katholiken, zumal im Jubiläumsjahre der katholischen Kirche? Kann man es dem Katholiken verdenken, wenn er mit mehr Begeisterung und mit mehr Recht auf Rom anwendet, was der fromme Israelit von seiner „heiligen Stadt“ sagt: Wenn ich dein vergesse, so sei vergessen meine Rechte. Meine Zunge kleb' an meinem Gaumen, wenn ich deiner nicht gedenke. Wenn ich dich nicht vorausseh' an den Anfang meiner Freude.“ (Ps. 136, 5. 6.) Kann man es ihm da verargen, wenn er eine Reise nach Rom



Papst, urbi et orbi den Segen gebend.

als das Ziel seines sehnlichsten Verlangens betrachtet und es als seiner Freuden höchste ansieht, wenn es ihm vergönnt wird, Rom zu sehen, Rom zu besuchen, das heilige Rom zu verehren! Hier erfüllt sich auch, was der Herr im Alten Bunde den frommen Jerusalem-Pilgern verheißt: „Freuet euch mit Jerusalem und jauchzet in ihr alle, die ihr sie liebt . . . Wie wenn eine Mutter ihr Kind liebt, so will ich euch trösten, und ihr werdet getröstet werden in Jerusalem.“ (Jf. 60, 10, 13.) Alle, die das Glück hatten, das „ewige“, das „goldene Rom“, namentlich in diesem Jubeljahre, zu sehen, können davon erzählen.

Was der Stadt Rom einen einzigartigen Reiz verleiht, das ist ihre Geschichte, die aus jedem Steine und über Jahrhunderte der Vergangenheit erzählt; das sind die Gegensätze zwischen ehemals und heute, zwischen Heidentum und Christentum, mate-

rieller und geistiger Macht, weltlicher und religiöser Herrschaft. Unaufhörlich wird der Geist angeregt zu Rückblicken, zu Vergleichen: Palatin und Lateran, das Kolosseum und die Riesenkuppel von St. Peter, das Mausoleum Hadrians und die Gruft des armen Fischers vom See Tiberias. Die Macht der Kaiser und Könige ist beschränkt durch die Grenzpfähle ihrer Länder; der Herrscher in der Tiara auf dem Stuhle Petri kennt keine Grenzen seiner Macht und seines moralischen Einflusses. Mag ein Konstantin, ein Karl der Große, ein Otto seinen weltlichen Arm der Kirche leihen, oder die moderne Revolution dem Papste Stadt und Land rauben, Rom ist und bleibt stets und immer die Hauptstadt der Welt. Wer zugleich mit dem Herzen eines



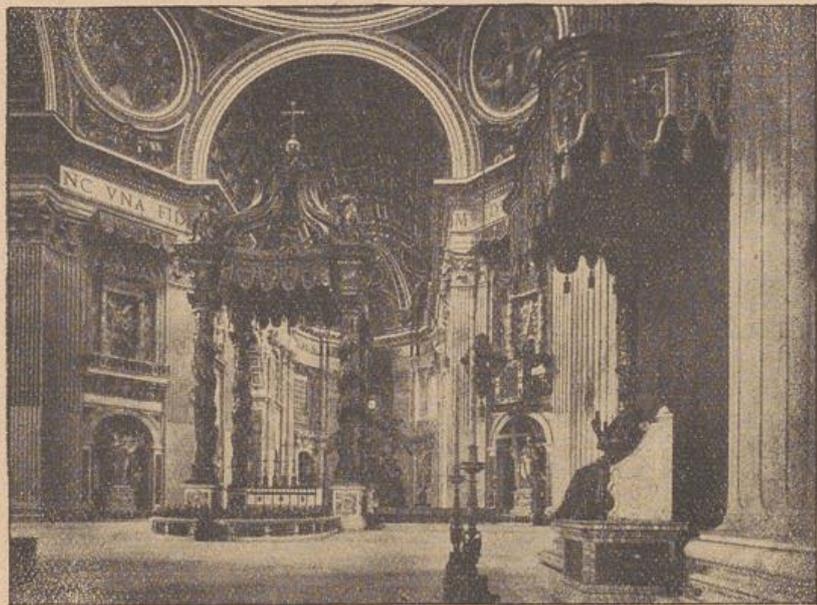
St. Peter mit Petersplatz.

Katholiken nach Rom kommt und aus dem Dunkel der Katakomben hinüberpilgert nach dem Riesendom von St. Peter und von den Trümmern des Palatin nach dem Vatikan, der findet noch unendlich mehr; ihm geht in Rom erst die wunderbare Majestät seiner Religion auf.

Wie billig, gilt im Jubeljahre der Kirche der erste Besuch den vier Jubiläumsbasiliken St. Peter, St. Paul, St. Johann im Lateran und St. Maria Maggiore.

Sobald man das Stadtbild von Rom erblickt, heftet sich der Blick sofort auf die herrliche St.-Peters-Kuppel, die uns schon von weitem begrüßt. Gewiß macht sich jeder fromme Rompilger seine eigenen Gedanken, wenn er zum ersten Male und auch wenn er zum hundertsten Male dem St.-Peters-Dome zuschreitet. So sieht er und denkt er sich einen armen und

ungelehrten galiläischen Fischer sich der heidnischen Weltstadt nähern, dort unter unsäglichen Mühen die Religion des Kreuzes verkündigen und dann nach einem mühevollen Leben am Kreuze wie sein Herr und Meister verbluten, und dann sieht er von der Stelle, wo dieses Kreuz gestanden, ein Licht ausstrahlen, das seinen Glanz verbreitet über den ganzen Erdkreis. Und wieder schaut er Millionen und Millionen aus allen Teilen der Welt zusammenströmen an die Stätte, wo dieses Kreuz gestanden, um denjenigen dort anzubeten, für welchen der heilige Petrus sein Leben gelassen hat. Er erblickt auch sich in der Reihe dieser frommen Wallfahrer zum Grabe des armen Fischers und preist den Herrn, der ihm das Glück gewährt und die Gnade,



Inneres von St. Peter mit Confessio.

am Grabe dieses armen Fischers beten und knien zu dürfen. Und in dem Augenblick, wo er am Grabe des Apostelfürsten andächtig niederkniet, fühlt er sich in eine andere Welt versetzt. Wie viele Millionen haben hier schon gekniet und unter Tränen der Rührung Gott dem Herrn gedankt, der sie dorthin geführt! Gedankt auch für die unaussprechliche Gnade des wahren Glaubens, dessen man hier am Mittelpunkt der Einheit und der Wahrheit von Herzen froh wird!

Unwillkürlich wendet sich unseres Herzens Sehnsucht vom Grabe des heiligen Petrus nach der Ruhestätte seines Weggenossen, des heiligen Apostels Paulus. Beim Eintritt in St. Paul vor den Mauern ist man überrascht durch den Wald von glänzenden Granitsäulen, die der Simplon geliefert. Der erste Gang geht zur Confessio. Wir knien nieder am Grabe

des Apostels, der im Leben keine Ruhe gekannt und nun hier mit seinem heiligen Schüler Timotheus seine letzte Ruhestätte gefunden. Sein Bild voll Tatkraft und Leidensmut, voll Eifer und Opfergeist, voll Hoheit und Demut steht vor unserm Geiste, wenn wir hier am Grabe des Völkerapostels knien. Die Millionen frommer Pilger, die sich hier am glorreichen Grabe des heiligen Paulus Glauben, Begeisterung und Liebesglut für Christus geholt haben, zeigen zur Genüge, welchen Gewinn ihm das Leben in Christus und das Sterben für Christus eingebracht haben, worüber er einst so schön schrieb: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ (Philipp. 1, 21.) Mit dem freudigen Gefühl des Dankes für die unaussprechliche Gnade,



Inneres von St. Paul.

die uns zum wahren Glauben berufen hat, erheben wir uns von dieser Gnadenstätte.

Kurze Zeit nachher stehen wir vor der zweiten Jubiläumsbasilika, dem Lateran. Welche Flut von geschichtlichen Erinnerungen und frommen Erwägungen stürmt da auf uns ein! Jahrhunderte ziehen mit den größten Dramen der Geschichte an unserem Geiste vorbei. Hier beugte nach dreihundertjährigem blutigem Kampfe die heidnische Welt ihr stolzes Haupt unter das Joch des Kreuzes. Hier ward zuerst einer der gewaltigen heidnischen Cäsaren ein Kind der Kirche, Konstantin, der erste christliche Kaiser, schenkte den großen alten Palast der Kirche und errichtete unter Papst Silvester die dem Erlöser geweihte Basilika Lateranensis. Wer kann sie übersehen, die stattliche Reihe von Kaisern und Königen, von Fürsten und Würdenträgern

der Kirche, von Bischöfen und Priestern und frommen Pilgern, die aus allen Ländern, vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange, hierhin kamen, um dem Statthalter Christi zu huldigen und vom Glauben der ganzen Welt Zeugnis abzulegen. Die irdischen Schätze, die hier zusammengetragen waren, sind zum Teil verschwunden, aber wie die erhabene Inschrift am Eingange uns sagt: „Die hochheilige Lateranensische Kirche ist aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Herrin.“

Von ferne schon winkt von der Höhe des esquilinischen Hügels das Heiligtum der Mutter Gottes uns entgegen, die vierte Jubiläumsbasilika St. Maria Maggiore, auch Maria ad Nives, Maria Schnee, genannt. Diese Bezeichnung knüpft sich



Lateran.

an die fromme Legende, nach welcher der Patrizier Johannes in der Nacht vom 4. auf den 5. August von Maria im Traume ermahnt wurde, ihr zu Ehren eine Kirche zu stiften an der Stelle, welche er am anderen Morgen mit frischgefallenem Schnee bedeckt sehen werde. Beim Eintritt ist man überrascht von der Pracht, die da entgegen leuchtet. Das erste Gold, welches nach der Entdeckung Amerikas nach Europa kam, wurde zur Vergoldung der geschmackvollen Decke verwandt. Ferdinand und Isabella von Spanien weihten es der Gottesmutter in diesem ihrem berühmten Heiligtum in der Ewigen Stadt, das als kostbarstes Kleinod die Krippe des Herrn besitzt. Wir können diese vornehmste Marienkirche der Welt nicht verlassen, ohne die Königin des Hauses, der all dieser Schmuck und diese Pracht gilt, zu begrüßen mit den begeisterten Worten des größten

88

Lobredners der Mutter Gottes, des heiligen Cyrillus von Alexandrien: „Sei gegrüßt, Maria, Mutter Gottes, verehrungswürdiger Schatz der ganzen Welt, Leuchte, die nie erlischt, glänzende Krone der Jungfräulichkeit, unzerstörbarer Tempel, Mutter und Jungfrau zugleich; aus dir ist derjenige geboren, von dem das Evangelium sagt: Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Sei also gegrüßt, die du in deinem jungfräulichen Schoße den Unendlichen getragen hast; durch die der heiligsten Dreifaltigkeit Ehre und Anbetung zuteil wird Wer wird dich je nach deiner Würde würdig loben können?“

Mit berechtigter Spannung und freudiger Sehnsucht sehen die Pilger dem Augenblick entgegen, wo sie nach dem Besuche der



Maria Maggiore.

Basiliken den Nachfolger Petri, den Statthalter Christi, in der Nähe begrüßen und in sein mildes Auge schauen dürfen. Ist doch das Heilige Jahr nicht nur ein Jubel- und Segensjahr der Kirche, sondern vor allem auch ein Jahr der Betätigung der Ehrfurcht, Liebe und Anhänglichkeit zum sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden, zum Papste. Unserem glorreich regierenden Papst Pius XI. war es beschieden, mit goldenem Hammer die Heilige Pforte zu öffnen. Und wie einst Moses den Felsen mit seinem Stabe berührte und alsbald lebendiges Wasser aus dem toten Steine sprang, so flutete der mächtige Gnadenstrom über die ganze Welt, nachdem Pius XI. am Vorabende des Weihnachtsfestes 1924 die Heilige Pforte von St. Peter geöffnet hatte. Die ganze katholische Welt hat sich wie ein Mann erhoben und wandte Blick und Herz nach dem



Empfang beim Heiligen Vater.

ewigen Rom, welches noch immer, ja stärker als je, eine Anziehungskraft, eine geheimnisvolle Gewalt über den ganzen Erdkreis ausübt, wie die alten Cäsaren mit ihren gefürchteten Legionen sie niemals gekannt haben. Das empfanden alle, die im Jubeljahr zu den Füßen des Stellvertreters Christi niederknien durften. Wenn nach den Worten des heiligen Cyprian jeder Christ ein zweiter Christus sein, das Abbild des Herrn an sich tragen soll, hier stand in Pius XI. ein solcher zweiter Christus vor uns. Wenn alsdann Pius XI., der gelehrte Papst und Kenner vieler Sprachen, väterliche Worte der Liebe an die einzelnen Pilgerzüge in ihrer Muttersprache richtete, so war es, als ob sich das Pfingstwunder des Petrus wiederholte: „Es hörte ihn ein jeder in seiner Sprache reden.“ Tausende und



Eingang zur Missionsausstellung.

aber Tausende sind in diesem Jahre hingewallt zum Nachfolger des heiligen Petrus und haben beim Anblicke des Stellvertreters Christi neue Begeisterung und kraftvolle Vorsätze mit in die heimatlichen Gauen gebracht. Und wenn in den unvergeßlichen Stunden der Audienz sich der stille Wunsch regte: „Heiliger Vater, nun sage uns doch, was wir für die heilige Kirche Gottes tun sollen“, Pius XI. gab die Antwort mit einem Hinweis auf die von ihm inaugurierte Missionsausstellung in den vatikanischen Gärten. Sie soll nach den Intentionen des Heiligen Vaters den Pilgern einerseits das Wachstum und die Fruchtbarkeit des Baumes zeigen, von dem der Heiland gesprochen (Matth. 13, 31—33.), und andererseits mahnen, wo sich die liebende Fürsorge der Gläubigen für die Kirche Gottes ganz besonders betätigen soll.

Die Missionen sollen stets sein das Saatfeld Gottes. Wer von uns Katholiken ins Grab geht, ohne der katholischen Mission seinen Eifer zugeteilt zu haben, der hat sein schönstes Stück Land in Gleichgültigkeit liegen lassen und den besten Teil seines Lebens verloren. Das Heilige Jahr ist somit auch ein Missionsjahr erster Ordnung geworden.



Weihnachten auf einer Missionsstation im afrikanischen Sonnenland.

Nach Berichten aus dem Kongo.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf:
O so geh in unserm Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf.
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein.
Friede soll noch einmal werden,
Königin die Liebe sein!

(Weihnachtslied.)

Won den Ufern des Kufistromes her schallt der Tamtam der in kleinen Nachen ankommenden Weihnachtspilger. Es ist heiliger Abend. Bald ist das Klösterchen von Bittstellern umlagert: die einen wollen vorbereitet werden zur heiligen Beichte, andere bitten um einen Rosenkranz, ein Dritter möchte ein Skapulier, hier steht ein Trüppchen mit leerem Magen, da muß die Schwester mit Leibesstärkung kommen; da steht ein ganz armes Bürschchen mit wunden Füßen von tagelangem Marsch, ein kleiner Lappen ist seine ganze Bekleidung. „Schwester, gib mir ein

Hemd, daß ich zur heiligen Kommunion gehen kann.“ Schnell wird für die einen oder andern noch etwas gesucht, geflickt und gebügelt.

Freudestrahlend kommt auch unser guter Joseph, einer der ersten Katechisten, mit seinem Volke an. Er selbst trägt auf den Schultern ein drei bis vier Monate altes, nacktes Kind.

„Hier, Mama, bringe ich Euch ein Weihnachtsgeschenk; auf unserem Weg durch den Urwald trafen wir Heiden, welche eine Sklavin begruben. Da sich niemand um ihr Kindchen annehmen wollte, hatte man es bereits neben die tote Mutter in das Grab gelegt. Sein Geschrei machte uns aufmerksam. Hier habe ich Dir auch einen dieser Männer mitgebracht, welcher Dir das Kind für etwas Salz überläßt.“ Das kleine arme Wesen schlief noch; in den Armen der Schwester wachte es auf und lachte. Es bekam sofort etwas Nahrung. Der wilde, struppige Heide hatte sich unterdessen eines Besseren besonnen und wollte sich im Glauben unterrichten lassen — auch eine Christbescherung, die den Schwestern und Missionaren immer willkommen ist. Zwei Seelen für das Christkind, ein Kind und ein Greis.

Plötzlich vernimmt eine der Schwestern ganz unheimliche Töne, ein Murmeln und Stöhnen. Je näher sie dem Schlafsaal der Schwestern kommt, desto deutlicher wird es ihr, daß ein unheimliches Wesen in eine der Zellen gelangt ist. Mit kleinen Kerzenstümpchen in der Hand, geht der ganze Konvent auf die Suche, vorsichtig wird der Vorhang einer Zelle zurückgeschoben, dann noch das Moskitoneß — da liegt ganz vergnügt eine verstößene, schlafkrante Frau und sagt erstaunt zur Schwester: „Mama, Oleto, bist Du auch da, es ist so schön hier.“ Nur mit vielen besänftigenden Reden gelang es, sie wieder heraus zu bringen. Die Frau hatte früher bessere Zeiten gesehen; der rote Farbenanstrich, der unter der schwarzen Rußschicht durchschimmerte, verriet es, daß sie einer vornehmen Kasse angehörte. Man hatte wohl bei Ankunft der Weihnachtspilger eine Kranke in der Orangenallee wandeln sehen, aber bald war sie wieder verschwunden; sie war in ihrem Delirium in den Schlafsaal der Schwestern geraten, statt in das Haus der Schlafkranken.

Es ist 11 Uhr nachts. Auf dem freien Platz vor der Kirche werden die Neuankommenden begrüßt. Noch ist die Kirche geschlossen; damit bei der Fertigstellung der Krippe und beim Anzünden der Kerzen keine Störung sei; denn der Schwarze ist bekanntlich in seinen Ausbrüchen der Freude ganz überschwenglich.

Die Krippe ist von braunem Packpapier hergestellt. Lebende Palmen bilden den Hintergrund. Europäische Wohltäter haben mit schlichten Krippenfiguren auch bunte Glaslaternehen geschickt, welche lehtere an einem um die Krippe gespannten Bogen befestigt werden. An den Querbalken der Kirche sind Campions

angebracht und der Altar prangt im schönsten Blumen- und Palmenschmuck, beleuchtet von brennenden Kerzen. Blühende Orangen- und Zitronenbäume erfüllen das Gotteshaus mit Wohlgeruch.

Endlich öffnet der Bruder das Tor des schlichten Missionskirchleins. Außen und innen herrscht lautlose Stille. Es war, als würden alle den Atem anhalten. Dicht gedrängt stehen sie vor der Türe, bis einer der Pilger den Anfang macht, das Gotteshaus zu betreten; ein Staunen und ein Bewundern erhebt sich aus der dichten Volksmenge.

Es ist 10 Minuten vor 12 Uhr; die Schwester hat am Harmonium ihre Noten zurechtgelegt. Mit den sie umgebenden Sängern und Sängerinnen beginnt sie nun ganz leise: „Wjima mpio ngai — Stille Nacht, heilige Nacht.“

Da ertönen 12 Glockenschläge. Es ist Mitternacht. Schwarze Meßdiener, 12 in der Reihe, kommen barfuß, aber in ihrem Festtagsröckchen, aus der Sakristei. Drei Priester im Festornat folgen ihnen. Fröhlich läutet das Missionsglocklein und mischt seine Töne in die jubelnden Akkorde des Harmoniums, um auch den Kindern Chams den Frieden anzukünden, allen, die guten Willens sind. Das heilige Meßopfer in der heiligen Christnacht im heidnischen Land! Wer kann das Glück des Missionars und der armen Missionschwester fassen — kein hoher Dom, keine goldenen Leuchter, keine kostbaren Goldgewänder, — und doch ein Himmel voll Seligkeit im armen Missionskirchlein beim Kripplein, so arm, wie der Stall von Bethlehem. — Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, so scheint es aus dem klaren, mit Sternen besäten Himmel den Neubekehrten in die Seele zu klingen, wenn das Kommunionglocklein in der heiligen Nacht sie ruft zum Tische des Herrn.

* * *

Auch eine Christbaumfeier gibt es in der afrikanischen Aquatorgegend. Unsere immergrüne Tanne wird ersetzt durch den Kaffeebaum, den Mutter Natur gerade um die Weihnachtszeit mit Blüten, dem Edelweiß ähnlich, und dazwischen mit grünen und roten Bohnen schmückt. Einige Weihnachtskerzchen, etwas Früchte und kleine Bildchen vollenden seinen Schmuck.

Eine kleine Spieluhr, von europäischen Wohltätern geschenkt, summt draußen vor der Türe liebe Weihnachtsmelodien und die schwarze Jugend singt und murmelt mit. Da klingelt es. Die Türe öffnet sich. Wie bezaubert steht die kleine Kinderwelt vor dem Weihnachtsbaum. Wie vieles hat manches dieser Kinderherzen gelitten, ehe es das Missionshaus gesehen und solchen Freuden, wie unsere heilige Religion sie bietet, entgegengeführt wurden. Verstoßen, verkauft, geraubt, mißhandelt, das

ist die Vorgeschichte der meisten unserer Kleinen, die nun um den Weihnachtsbaum so jubelnd stehen. Und wie steigert sich diese Kinderfreude, wenn gar ein kleines Geschenk in ihre Händchen fällt: eine Medaille, ein Rosenkranz, oder ein Leckerbissen aus Europa. Tränen der Dankbarkeit und der Verwunderung glänzen in den Augen der armen Negerkinder. Auch den Großen werden Weihnachtsfreuden geboten. In europäischen Lichtbildern stellt der eifrige Missionar ihnen Szenen aus dem Leben Jesu und auch von europäischen Landschaften vor. So etwas Schönes, meinten die alten Väter dieser Heidenstämme, könnten doch alle Zauberer im ganzen Land nicht fertig bringen.

Ermutigt und neu gestärkt an Leib und Seele, rüsten sich unsere Weihnachtspilger am Schluß der Feiertage wieder zur Abreise. Für ihre Zurückgebliebenen hat das Christkindchen auch noch was gefunden, so daß ihre Freude keine Grenzen kennt. Mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen“ verlassen sie die Missionsstation. —

„Aus des Gotteskindleins Krippe
Wuchs empor der schönste Baum,
Fromm begrüßt von jeder Lippe,
Froh geschaut in stillem Traum.
Weihnachtsbaum, vor deinem Schimmer
Aller Glanz der Welt erlischt,
Weihnachtslicht, dein Strahl noch immer
Selbst das trübste Aug' erfrischt!“



Der verblüffte Freidenker.

Der Knabe eines Freidenkers stand des Sonntags früh auf, um in die Kirche zu gehen. Der ungläubige Vater, der noch im Bette lag, hörte ihn fortgehen und rief ihm zu:

„Wohin willst Du denn so früh?“

„In die heilige Messe, lieber Vater!“

„Was? Solche Dummheiten solltest Du doch den Weibern überlassen, das nützt ja gar nichts. Geh lieber studieren und dann spazieren.“

„Aber unser Professor hat uns in der Schule gesagt und dringend ermahnt, doch die Gebote Gottes und der Kirche genau zu beachten.“

„Was sagst Du! Dein Professor spricht von Geboten Gottes? Der glaubt also an Gott? Nun, ich werde ihm schon verbieten, Dich fernerhin so etwas zu lehren.“

Da versetzte das Kind ruhig und sanft: „Wie, mein Vater, solltest Du ihm verbieten wollen, daß er mich lehrt, Vater und Mutter zu ehren?“

Bei diesen Worten geriet der Freidenker ganz aus der Fassung. Er umarmte seinen Sohn und ließ ihn frei und ungestört in die heilige Messe gehen.



Interessante Missionswanderungen in Ost-Afrika.

Von Schwester Engelberta.

(Fortsetzung)

Der hochwürdige Herr ging deshalb etwas flinker voran als seine bereits hungrigen Träger, auch wollte er Umschau halten nach einen geeigneten Platz zum Ausruhen.

Da, was war das? Ein grollendes Knurren, und an seiner linken Seite, noch halb im Grase versteckt, stand ein mächtig großer Löwe, ihm unverwandt entgegenschauend.

Für einen Moment war es dem hochwürdigen Missionar, als stockte ihm das Blut in den Adern, dann aber raffte er sich auf, stand stille, dem Ungeheuer fest und kühn ins Auge sehend, dabei ging er langsam rückwärts und siehe da, Herr Löwe brummte, machte kehrt, und verschwand im Gebüsch. Inzwischen kam die Karawane näher und sie trachteten, schleunigst aus diesem Bereich zu kommen. Bei einem Flusse wollten die Träger gerne haltmachen; auch dem hochwürdigen Herrn Pater gefiel der Platz, es war daselbst angenehm kühl, und schon waren vier Burschen daran, das Zelt aufzurichten, da war es, als ob eine innere Stimme den Pater Missionar mahnte, es nicht zu tun. Dieser Warnung gehorchend, gebot er, wieder aufzubrechen und etwas weiter vom Flusse entfernt auf einem Hügel zu rasten, wo auch eine leere Hütte stand. Für die Nacht wurde natürlich rings um die Lagerstätte ein großes Feuer gemacht, um das wilde Getier fernzuhalten. Unter Gottes Schutz schliefen die Wanderer prächtig. Als am Morgen der Koch (schwarzer Boy) in Begleitung von Pater Superior zum Fluß hinabging, um Wasser zu schöpfen, sahen sie die frischen Fußspuren einer ganzen Löwenfamilie. Hätten sie daselbst ihre Zelte aufgeschlagen, so wären höchstwahrscheinlich mehrere von ihnen nicht mehr lebend gewesen. „Über Nattern und Basilisten wirst du schreiten, und zertreten Löwen und Drachen.“

Noch nicht lange ist es her, da hat ein anderer Missionar, nur von zwei Burschen begleitet, seine zerstreut herum wohnenden franken Christen besucht.

Er ritt sein Pferd, ein sehr kluges und treues Tier, und hoffte ziemlich weit und schnell herumzukommen. Da mußte ein Fluß durchschritten werden; ein Einbaum diente als Brücke, auf welchem er, sowie seine Burschen hinüberkommen sollten; das Pferd natürlich sollte durchschwimmen, was es schon so oft getan hatte. Aber merkwürdig, das sonst so sanfte, gute Tier wehrte sich aus allen Kräften und wollte sich nicht in das Wasser

begeben. Länger als eine halbe Stunde trieben der Pater Missionar und die Burschen es an und stießen zuletzt das arme Tier mit Gewalt in das Wasser. Aber Welch ein schrecklicher Anblick bot sich ihnen nach kaum einer Minute Zeit! Ein großes, fürchterliches Krokodil kämpfte mit dem Pferde im Wasser, schon hoffte man, das Pferd würde das Ufer glücklich erreichen, nachdem es sein Hinterbein mit Gewalt dem Untier entrisen und in seinem Blute weiterschwamm, da packte das Ungeheuer das arme Pferd am schlanken Halse, biß es, aber, da der hochwürdige Herr auf das Tier schoß, ließ es dasselbe los und versank. Das Pferd, blutend am ganzen Leibe, dem Verenden nahe, erreichte das Ufer. Mit schwerem Herzen verlor der hochwürdige Herr Pater sein treues Pferd. Dreimal hatte es ihn durch seinen pfeilschnellen Ritt aus Todesgefahr errettet, und auch jetzt war sein Tod die Rettung von einem Menschenleben, da das Krokodil sicher den einen oder andern aus der Karawane beim Überschreiten der schwankenden Brücke gefaßt hätte. Gottes Schuß ist wunderbar! (Fortsetzung folgt.)



Blumenpflege.

Wenn auch während der Wintermonate die Pflanzen weniger Wasser und Nahrung bedürfen, so besteht doch bei allen ein großer Hunger nach Licht und muß deshalb diesem Lichtbedürfnis der Pflanzen während der kalten Jahreszeit besonders Rechnung getragen werden. Die Topfpflanzen sollte man so auf dem Fensterbrett anbringen, daß die wenigen Lichtstunden des Tages ihnen voll und ganz zugute kommen. Kann man sie nicht alle auf diese Weise unterbringen, so wechsle man sie von Zeit zu Zeit und drehe auch die Töpfe öfters, damit die Pflanzen, die sich nach dem Licht ziehen, nicht schief wachsen.



Auflösung des Zahlenrätsels.

1. R e l i e f p f e i l e R
2. E r w e r b s q u e l l E
3. L i e b e s p f e i L
4. I n s e k t e n e I
5. E d e l r a u t E
6. F r ü h r e i F
7. P h i l i p P
8. F r e i g r a F
9. E h r e n g a b E
10. l a n u a c o e l I
11. L ö w e n a n t e i L
12. E n g e l s s t i m m E
13. R e l i e f p f e i l e R